834H294
Oi

Im Schatten großer Zeit

Novellen

von

Hans Hauptmann

Bücher aus dem Weltkrieg

Digitized by the Internet Archive
in 2017 with funding from
University of Illinois Urbana-Champaign Alternates

https://archive.org/details/imschattengrosse00haup

Im Schatten großer Zeit

Novellen

von

Hans Hauptmann.

Leipzig

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

Copyright 1915 by Philipp Reclam jun., Leipzig.

Ueberſetzungsrecht vorbehalten.

834H294
Oi
22 Sp 22 LAP

Der k. k. Philosoph.

Um elf Uhr meldeten sich vier Reserveoffiziere beim Rapport in der Kommandantur des Feldjägerbataillons zur vorgeschriebenen Dienstübung. Die Begrüßungsansprache des Oberstleutnants fiel ernster und feierlicher aus, als sonst. Das Herz der Armee zittert vor Empörung über das fluchwürdige Attentat von Sarajewo, sagte er; die Armee erwartet mit Ungeduld die Entscheidung unseres allergnädigsten Kaisers und allerhöchsten Kriegsherrn und hofft, daß ihr demnächst eine bedeutungsvolle Aufgabe zufallen wird. Vielleicht also tritt an die Herren von der Reserve sehr bald die Pflicht heran zu zeigen, daß sie mit gleichem Eifer und mit gleicher Hingebung der geheiligten Person Seiner Majestät und dem Vaterlande zu dienen verstehen, wie ihre aktiven Kameraden. Demnach erwarte ich von Ihnen, meine Herren, daß Sie die morgen beginnenden Lagerübungen als eine strengfeldmäßige Vorbereitung für den Ernstfall behandeln.

Sobald der Kommandeur sich entfernt hatte, übernahm es der Adjutant, den vier Leutnants in zwangloserer Form ihre Zuteilung zu den Kompagnien bekannt zu geben. Der Gustel Weigert, der schon seine dritte Waffenübung im Bataillon machte, entsetzte sich weidlich.

„Ach geh, Herr Oberleutnant!“ lamentierte er, „zur zweiten steckst mich? Das is wirklich nicht schön von dir! Der Herr Hauptmann Brandler hat mich eh' nie leiden können! Und der Dienst!“

Der Adjutant lächelte verschmitzt und beteuerte vertraulich: „Der Brandler ist gar nicht mehr so scharf, der denkt jetzt ans Heiraten, da gewöhnt er sich schon langsam ans Nachgeben. Und dann: ich hab' dir ja g'rad eine besondere Freud' machen wollen, Weigert. Den ersten Zug hat der Platschek. Da könnt ihr zwei ja immer schöngeisteln auf den Märschen.“

„Der Platschek?!“ rief Weigert erfreut, „auf den hab' ich ja ganz vergessen! Der hat doch zur Landwehr g'wollt?“

„Da ist nix draus g'worden,“ erklärte der Oberleutnant; „unsern k. k. Philosophen lassen wir nicht weg.“

Die drei uneingeweihten Herren von der Reserve fühlten eine dienstliche Verpflichtung, den Witz ihres Vorgesetzten zu belachen.

„Da gibt's gar nix zu wiehern,“ sagte der Berittene, „der Oberleutnant Platschek ist der Stolz des Bataillons, der hat beim Alten sämtliche Stein' im Brett. — Apropos — wer ist denn von euch verheiratet — außer dem Weigert?“ Zwei meldeten sich.

„Es geht mir um die Quartiere im Lager,“ sagte der Adjutant. „Sehr groß ist ja der Komfort freilich nicht bei unsern böhmischen Bauern, aber der Alte sieht's halt gern, wenn die Ehekrüppel zweispännig ankommen.“ Diese Begründung gab den Ausschlag. Der

Oberleutnant konnte zwei Reserveroſen zum Lagerbestand des aktiven Damenflors hinzunotieren.

„Na, und deine Gnädige, Weigert?“

„Tja, ich weiß nicht recht,“ überlegte der elegante Gustel bedenklich.

„Also, das mach' ich schon!“ entschied der Adjutant. Und als sie zusammen aus der Kanzlei hinausgingen, flüsterte er dem Leutnant Weigert zu: „Ich übernehm' jede Verantwortung, du kriegst das schönste Quartier.“

Im Bataillon war man sehr darauf gespannt, Lilly Weigert kennen zu lernen. Der reiselustige Kadett Meister hatte auf seiner vorjährigen Urlaubsfahrt das jungverheiratete Paar im Seebad Marienkerke getroffen. Wochenlang hatten seine Schilderungen von der Schönheit, Liebenswürdigkeit und Vornehmheit der blonden Schwedin die Menage alarmiert. Die wichtigsten Neuerungen des Felddienstreglements mußten vor der Unterhaltung über Lilly Weigert zurücktreten. Bis der Tischälteste diesen Unfug mit einer Strafe von fünfzig Hellern zu ahnden begann.

Seitdem die Einberufung Weigerts im Offizierskorps bekannt geworden war, machte sich aber die so gewaltsam unterdrückte Begeisterung des Kadetten von neuem Luft und schürte die Neugierde der andern. Unter dem Beifall aller unbeweibten Kameraden entschied der Adjutant: „Basta, der Weigert muß seine Frau mitbringen! Und wenn's nur den Zweck hat, daß sich unsere ärarischen Damen a bisserl' ärgern.“

Ein Wort ist nun einmal ein Wort. Darum ließ der Adjutant auch nicht nach, so lange auf den schwan-

kenden Gustel einzureden, bis ein ausführliches Telegramm an Lilly aufgesetzt war.

Am nächsten Morgen, zehn Minuten vor vier Uhr, stand das Bataillon marschbereit auf dem Kasernenhof. Die Zugskommandanten, von den Oberjägern gefolgt, schritten peinlich prüfend die Fronten ab. Nur der Oberleutnant Platschek stand seelenruhig neben seinem Zug und kratzte mit der Säbelscheide geometrische Figuren in den Sand. Er wußte, daß der krakehlsüchtigste Vorgesetzte bei seinen Leuten nicht ein Titelchen zu beanstanden finden konnte.

Es waren Prachtkerle, diese Jäger des ersten Zuges der zweiten Kompagnie. Stramm und elastisch. Kein Stäubchen auf der graugrünen Uniform. Die gelben Knöpfe funkelten. Die Mannlichergewehre und das schwarze Riemenzeug waren mit liebender Hand gepflegt. Zu dieser Mustertruppe stand die Erscheinung des Führers in einem lächerlichen Gegensatz. Platschek hatte die gedrungene Gestalt eines an schwerste Arbeit gewöhnten Bauern. Die Beine waren zu kurz und nicht einmal ganz gerade. Der gewaltige, durch eine auffallend große Kappe noch mehr betonte Kopf hing ein wenig auf die rechte Schulter. Die aus grobem Kommißtuch geschneiderte Uniform verzichtete auf die üblichen kleinen Korrekturen der Vorschriftsmäßigkeit und schlodderte um die ungefügen Glieder.

Der Ausluger am Tor gab ein Zeichen. Die vier Hauptleute kletterten auf ihre Pferde. Die Chargen eilten auf ihre Plätze. Habt acht! — Schul—t'rt! Ein kurzes Rasseln der Gewehre. Der „Gewaltige", vom

Adjutanten begleitet, betritt den Kasernenhof. Die Burschen führen die Stabsgäule heran, während der Oberstleutnant schweigend von Kompagnie zu Kompagnie geht und die Meldungen der Hauptleute entgegennimmt. Dann steigt er in den Sattel und zieht den Säbel.

„Bataillon marschieren — links schwenken — marsch!!"

Die Hornisten blasen. Hier und da klirrt ein Fenster auf an den verschlafenen Fronten der alten Häuser. Unter den Kappenschirmen fliegen verstohlene Blicke danach hin. Das lohnt sich bisweilen. Dann zuckt es lustig in den braunen Gesichtern.

Als nach einer Stunde die Landstraße erreicht ist, verschwinden die blanken Offizierssäbel in den Scheiden. Die Halsbinden dürfen gelockert werden. Aus den silbernen Etuis und aus dem Aufschlag der Mannschaftskappen taucht die Zigarette auf, und bald marschiert das ganze Bataillon „im Feuer." Gesungen wird auch: die Offiziere stellen sich taub, wenn einmal eine freiere Strophe mit unterläuft. Sie gehen zwanglos, einzeln oder zu mehreren, nebenher und hecheln den Dienst durch, schimpfen über den ekelhaften Frieden, über das elende Avancement und über die lämmerherzigen Diplomaten in Wien, die noch immer nicht die richtige Antwort auf diese serbische Schweinerei finden können.

Gustel Weigert hat sich an Platschek angeschlossen, der trägt jetzt seine Kappe in der Hand und läßt den spärlich behaarten Schädel mit der Riesenstirn von der Frühsonne bestrahlen. Jetzt sieht er noch unmilitärischer aus. Er ist von einer beinahe grotesken Häß-

lichkeit. Eine breit hingelagerte wulstige Buckelung über den Brauen. Eine gigantische Höckernase voller Sommersprossen. Über dem herben Mund, der die schmale Unterlippe verächtlich verschiebt, ein dünner Schnurrbart. Dazu eine Kinnpartie von fast weiblicher Weichheit. Nur die mächtige Stirn und die lebhaften Denkeraugen helfen einigermaßen darüber hinweg.

Weigert hat von sich, von Lilly, von seinen Geschäften erzählt.

„Na ja!" sagte der Oberleutnant, „du sitzt also jetzt draußen im Reich in der Wolle, webst Seide und machst Gold daraus. Die Widersprüche, unter denen wir hier leben, sind weniger erfreulich."

„Bist du immer noch so unzufrieden?" fragte Weigert.

„Es ist eine verrückte Welt," antwortete Platschek; „welche Menge von geistiger und sittlicher Kraft wird nur zu dem Zweck verschwendet, daß vernünftige und logisch notwendige Dinge nicht geschehen! Wenn einen doch die Dummheit nicht immer daran hinderte, daß man sich das Denken abgewöhnt! Es ist der Fluch aller Dinge, daß die Weitsichtigen nicht an sie heran können, während sämtliche Maschinen von Blinden bedient werden."

„Na, na," lachte Weigert, „du schüttest aber das Kind mit dem Bad aus!"

Platschek kehrte sich nicht daran. Er hakte seinen Säbel ein und legte die Hände auf dem Rücken ineinander.

„Du hast ganz recht: heiraten muß man. In vier Wänden muß man sich seinen eigenen kleinen Kosmos

bauen und auf den großen hier draußen pfeifen. Zwischen zwei Scheuklappen wie ein ausgedienter Schimmel um den Ziehbrunnen des ehelichen Glückes herumtrotten! Und wenn man noch etwas Gift und Galle in sich hat, dann rächt man sich durch Fortpflanzung an der Menschheit. Aber was soll ich tun? mit meinem abschreckenden Gestell?! Die Tage der Nymphen und Faune sind vorüber. Mir gibt das Leben nichts, als den täglichen Ärger über ein paar lumpige Ideale!"

„Lumpige Ideale?" wiederholte Weigert vorwurfsvoll.

„Jawohl!" erhitzte sich Platschek. „Trügerischer Spuk, für den man sich in aufopfernder Hingebung mit dem Bewußtsein aufzehrt, daß man ebensogut mit einem Blasrohr nach dem Mond schießen könnte."

Lebhaft schob er seinen Arm unter den des Kameraden und zeigte auf die sehnigen Burschen seiner Kompagnie, die in einer Dunstwolke von Staub und Schweiß fröhlich singend nebenher marschierten. „Da schau her!" sagte er; „seit zehn Jahren drechsle ich solche Prachtkerle aus dem rohen Holz, das sie mir jeden Herbst auf den Kasernenhof schmeißen. Wofür? Damit sie mir der Friede wieder bis auf den Kern zerknabbert! Das ist zum Heulen! Deutsche aus Saaz und Reichenberg, Tschechen aus Budweis und Pilsen, nationale Dickschädel, in die unsereiner mit List und Liebe den großösterreichischen Gedanken hineinkitzelt, den ihnen gleich darauf hinter Pflug und Hobelbank die verdammten Hetzer wieder austreiben."

„Traurig is 's schon," begütigte Weigert, „aber das ist doch mal nicht anders bei uns —"

„Warum denn? Warum denn?!“ schrie Platschek, und das zornige Leuchten seiner Augen warf eine Art von Verklärung über sein häßliches Gesicht; „weil in allen unsern Volksstämmen noch ein unermeßlicher Schatz an unverbrauchter Kraft steckt, der naive Kampftrieb der Naturvölker. Raufen wollen, raufen müssen sie! Aber kein Mensch kommt auf die Idee, aus dieser gesunden Urwüchsigkeit einen Nutzen fürs Reich zu ziehen. I wo! Mit schwachherziger Kompromißlerei will man Gegensätze übertünchen, die das Gefasel des erstbesten Demagogen wieder abwäscht! Herrgott! auf einen äußern Feind soll man sie endlich einmal loslassen, unsere Nationen und Nationchen! Daß ihnen die ganze lächerliche Nichtigkeit ihrer Katzbalgereien um Staatssprache und nationale Universitäten und Straßenschilder bewußt wird, daß sie's begreifen lernen: entweder miteinander zum Sieg oder einzeln zum Teufel!“

„Ja, ja,“ nickte Weigert; „na, es sieht aber doch so aus —“

„Was?“ unterbrach Platschek barsch.

„Wenigstens, was der Oberstleutnant so beim Rapport gestern hat durchblicken lassen —“

Bitterer Hohn kreischte aus Platscheks Auflachen.

„Ein Schmarrn wird draus!“ sagte er verächtlich. Dann griff er seinen Lieblingsgedanken wieder auf und redete sich in Begeisterung hinein.

„Du —! so ein Krieg jetzt! Wenn unser alter Kaiser den Herren Tschechen und Slowaken und Kroaten und so weiter wieder einmal gutösterreichisch käme: Kerls, da steht der gemeinsame Feind, die Monarchie ist in

Gefahr! Hei! Die Verbrüderung vor den Geschützmäulern! Die Neugeburt unter den heiligen Fahnenfetzen Alt-Österreichs! Den Hammeldieben da unten, die uns hundertmal auf die Mütze gespuckt haben, die Hosen stramm ziehen und der ganzen Welt wieder einmal zeigen, wer wir eigentlich sind. Ah! da wär's wieder eine Lust zu leben in Österreich! Da steckte ich auch noch 'mal den Kopf aus dem Schlamm und juchzte zum Himmel auf, wie einer, der noch nie zu schleppen g'habt hat an seinem Packerl'!"

Ein Jäger kam von der ersten Kompagnie hergelaufen, faßte das Gewehr an und meldete: „Der Herr Oberstleutnant lass'n den Herrn Oberleutnant bitt'n —"

Weigert ging allein weiter. Dieser stille, grüblerische, unscheinbare Mensch! dachte er; der kokettiert nicht mit Leidenschaften, das ist Feuer, das an den Wurzeln seines Lebens frißt. Man fühlt, daß er an den Schmerzen seiner Erkenntnisse sterben könnte!

Seit zwei Tagen lag das Bataillon in Hruschitz, einem Dorf von knapp zweihundert Seelen. Die Offiziere in Bauernhäusern einquartiert, die Mannschaft in Scheunen. Im Wirtshaus schwang der Wälschtiroler Leutnant Saldagni das Zepter. Ihm war die Sorge für das leibliche Wohl seiner Kameraden anvertraut, da eine vor kurzem überstandene Krankheit ihm noch Schonung auferlegte. Es traf sich gut, daß er ein großer Feinschmecker war und selbst leidenschaftlich gern kochte. Die vortrefflichen Mahlzeiten, die er seinen ledigen Kameraden und den beiden Reserve-Ehepaaren aufzutischen verstand, erregten geradezu den Neid der ver-

heirateten Aktiven, die eigene Wirtschaft führten. Unter diesen Umständen erschien den abgehetzten Offizieren der Menagesaal als eine Oase in der Wüste, um so mehr, als der Kommandeur ihn für gewöhnlich mied und sich das Essen in seine Wohnung bringen ließ. Sie beeilten sich, die Uniform zu wechseln, wenn sie mittags verstaubt und todmüde aus dem Gelände zurückkamen, und saßen schon eine halbe Stunde später vollzählig an der langen Tafel. Da harrten sie aus, bis der Nachmittagsdienst einen um den andern abrief. Nach der Abendmahlzeit, die freie Nacht vor sich, konnten sie sich gar nicht zum Aufbruch entschließen. Nur Hauptmann Brandler nahm pünktlich um zehn Uhr seine Kappe vom Haken und wenige Minuten nach ihm ging Platschek. „Weil's mir keinen Spaß macht zuzusehen," erklärte er dem Leutnant Weigert, „wie sonst ganz g'scheite Menschen nach jedem Flascherl' Vöslauer immer um einen Grad blöder werden."

Endlich kam Frau Lilly. Weigert holte sie, vom Kadetten Meister begleitet, mit einem Bauerngespann von der weitabliegenden Bahnstation in die Berge hinauf. Meister hatte sich einen Vorschuß geben lassen, um telegraphisch in Prag einen prachtvollen Begrüßungsstrauß zu bestellen. Der war im letzten Augenblick angekommen, und der Kadett hielt ihn während der Fahrt in dem bockenden und schlänkernden Wagen krampfhaft auf den Knien fest.

Gegen Sonnenuntergang mußte das zurückkehrende Gefährt auf der Waldstraße in Sicht kommen. Überraschend viele der jungen Offiziere spürten an diesem

Abend das Bedürfnis nach einem Spaziergang auf diesem ziemlich reizlosen Fahrweg und alle beneideten den Frechdachs von einem Kadetten, der glückstrahlend in dem vorbeirollenden Wagen saß. Soweit man das mit einem flüchtigen Blick beurteilen konnte, hatte Meister wirklich nicht übertrieben. Donnerwetter ja! Die kleine Weigert war eine Schönheit ersten Ranges! Der Empfang, den man ihr in der Menage zuteil werden ließ, hätte eine Prinzessin befriedigt. Als sie aber erst durch ihr munteres Geplauder den Bann allzu zeremonieller Feierlichkeit gebrochen hatte, kannte die Begeisterung keine Grenzen. Alle wetteiferten, ihr zu huldigen. Stummes verehrungsvolles Anstaunen, krampfhaft lustige Gesprächigkeit, ernste Anläufe zu geistreicher Unterhaltung bestätigten der reizenden Frau den Sieg ihrer Persönlichkeit.

Lilly verstand es meisterhaft, gegen diese Flut von Bewunderung eine liebenswürdige Unbefangenheit zu behaupten, die niemals ganz entmutigte, aber auch niemals eine Hoffnung bestärkte. So erhielt sie sich alle untertan und bei guter Laune. Die außerordentlichsten Anstrengungen des täglichen Dienstes waren im Augenblick überwunden, wenn Lilly Weigert in das Menagezimmer trat.

Nur Oberleutnant Platschek war griesgrämiger und schweigsamer noch, als sonst. Bald ließ er sich am Abend gar nicht mehr im Kreis seiner Kameraden sehen. Auf den Märschen und während der Gefechtspausen suchte er jedem Gespräch mit Gustel Weigert aus dem Wege zu gehen. Der fand keine Erklärung dafür und

stellte ihn eines Tages: „Was hast denn gegen mich? Hab' ich dir was getan?"

Platschek bekam einen feuerroten Kopf. Dann sammelte er sich und warf dem Freund mit galligem Lachen ein Rätsel hin: „Was will Achilles von Tersites?!"

Weigert fand es nicht leicht, aus diesem homerischen Vergleich die Nutzanwendung zu ziehen. Als er glaubte, sie endlich gefunden zu haben, bat er seine Frau: „Geh, Schatzerl, du läßt den armen Kerl, den Platschek, gar so links liegen. Ich glaub', das wurmt ihn, er verdient's nicht. Geh, sei doch ein bisserl nett zu ihm —"

„Ich dachte ja nur, er beißt," sagte Lilly mit den silbernen Schellen in ihrer Stimme.

Am nächsten Tag vor Tisch sprach sie den Oberleutnant an, mit dem herzigen Kinderlächeln, das ihr jeden auf die Knie zwang.

„Wir gehen heut abend alle zur Mühle hinunter, diesmal müssen Sie aber dabei sein —"

Als er dann auf seinem Platz an der Tafel saß, ärgerte er sich über die Überrumpelung, die ihm eine zusagende Verbeugung abgenötigt hatte. Was wollte diese gefeierte, verwöhnte Frau von ihm? Reizte es sie nur, den einzigen Widerstrebenden auch noch an ihren Triumphwagen zu spannen oder warf sie ihm aus Mitleid diesen Brocken von Güte hin? — Ausweichen konnte er jetzt ja nicht mehr. Aber vorbeugen wollte er bei diesem gemeinsamen Spaziergang, damit er künftig wenigstens verschont bliebe.

Über dem dunkeln Bergwald glutete die Abendsonne. Wie vergoldet lag die abgeholzte Kuppe da, über die

sie auf schmalem Pfad in das Tal hinabstiegen. Die Mühle duckte sich unten in den Schutz mächtiger Linden. Nur das Rauschen des Wassers verriet sie.

Weigert ging weit vorn neben der Frau des Regimentsarztes. Manchmal lugte er verstohlen zurück nach Lilly und freute sich der Einsamkeit, in der sie mit dem ungefährlichen Platschek hinter allen anderen herkam. Merkwürdig! überlegte er, wie sie es nur angestellt hat, die sonst so hartnäckig Weihrauch streuenden Kameraden abzuwimmeln? — Aber das kann mir ja gleichgültig sein! Die Hauptsache bleibt, es ist mir ein Beweis, daß ich diese Rivalen nicht zu fürchten brauche. So ausgelassen fröhlich, wie an dem Abend in der Mühle, hatte man den Gustel Weigert noch nie gesehn.

Bei der Nachttoilette im Bauernquartier fragte er dann: „Na, Schatzerl', was sagst du zu dem k. k. Philosophen? Steckt nicht mehr in ihm drin, als in dem ganzen Schwarm liebenswürdiger Schwätzer?"

Er wäre ein kluger Mensch, sagte Lilly; versank in dem Federmeer des ländlichen Paradebettes und blies das Licht aus.

Sie konnte lang nicht einschlafen. Dieser sonderbare Mann hatte sie in sein Herz sehen lassen. Dabei hatte sie an das Kind Herkules denken müssen, das in der Wiege liegt und Schlangen erwürgt. Eine tiefe Beklommenheit bebte in ihr nach. Sie wehrte sich dagegen, daß sie sich eines aufkeimenden Gefühles bewußt würde, konnte es aber doch nicht hindern, daß ihre Gedanken damit spielten.

Wie überhebend schulmeisterlich er anfangs zu ihr gesprochen hatte! Es war, als hätte er sich vorgenommen gehabt, sie zu erzürnen. Bis ihr stolz fragender Blick ihn in eine erbarmenswerte Verwirrung gestürzt hatte. Und nach einer langen Pause der Hilflosigkeit — plötzlich, ohne Erklärung, ohne Rechtfertigung — ihr, der Fremden, diese qualvolle Entschleierung seiner Seele! — So viel Großes, so viel Ergreifendes, das er da eifernd aus seinem Innersten herausgewühlt hatte, so viel schmerzhafte Entsagung und so viel Höhensehnsucht in der Bettlermaske grausamer Verspottung! Sein tiefstes Weh aber — das fühlte sie — kauerte im Verschwiegenen, in dem, was Scheu und Ehrenhaftigkeit ihm zu sagen verboten —!

Lilly suchte tastend die Hand ihres Gatten, der fest eingeschlafen war. Es war ihr, als triebe sie auf einem wracken Boot, und kalte Sturzseen spülten über ihre Füße.

Jetzt fehlte Platschek an keinem Abend mehr unter den Kameraden und brach niemals früher auf, als die andern. Aber er setzte sich weitab von Lilly Weigert und tat so, als ob sie einander noch ganz fremd gewesen wären. Mit einer nervösen Gesprächigkeit deckte er die Angst zu, daß sie einmal das Wort an ihn richten könnte. Wenn ihr Blick ihn traf, lief ein Schauer über seinen Körper. Und doch mochte er das Glück nicht missen, in ihrer Nähe zu atmen.

Lilly hatte der ersten Wiederbegegnung nach dem Spaziergang zur Mühle mit schwerem Bangen entgegengesehen, wie dem unaufhaltsamen Nahen eines

alles umwälzenden Schicksals. Diese Spannung in ihr überdauerte das rätselhafte Benehmen Platscheks drei Tage. Dann fühlte sie, daß die Qual des ohnmächtigen Willens zur Abwehr im Zorn versickerte, der unbemerkt in ihr aufgestiegen war. Sie dankte es dem Manne nicht, der ihre Seele aufgepeitscht hatte, daß er ihr die Versuchung ersparte, vor der sie gezittert hatte. Nun war es sein Verbrechen, daß sie einen Augenblick demütig und bewundernd zu seiner Kraft aufgeschaut hatte, die in einem kühnen Anlauf auf sie zugestürmt war, um sich dann vor dem Sprung feig davonzuschleichen.

Jetzt scheute sie nicht mehr vor der Erkenntnis, daß er sich in Liebe zu ihr verzehrte, und schickte sich an, mit der Verhöhnung seiner Leidenschaft das Mal der Enttäuschung aus ihrem Herzen zu ätzen. Mit einem grausamen Eifer unterwarf sie ihn der Marter, vor allen anderen von ihr ausgezeichnet zu werden. Überall stellte sie ihn und warf seiner ringenden Seele Schlingen.

Die Kameraden sahen dem Spiel anfangs belustigt zu. Allmählich bedrückte es die ernsteren. Sie sahen Platschek darunter leiden. In seinen scharfen Denkeraugen nistete ein unstetes Flackern. Die Adern schwollen auf seiner mächtigen Stirn. Er war zerstreut, reizbar, händelsüchtig und trug den Dienst, der ihm sonst heilig gewesen war, wie eine Sklavenkette.

Weigert wollte über die Ursachen dieser Veränderungen nicht nachdenken. Er beruhigte sich damit, daß Platschek viel zu klug wäre, um die Scherze Lillys ernstnehmen zu können, und war im übrigen ganz froh

darüber, daß diese Kinderei ihn selbst vor einer wirklichen Gefahr schützte.

In einer dunkeln Sturmnacht ging die ganze von Wein und Übermut erhitzte Schar aus dem Gasthof nach Hause. Der Kadett Meister trug eine Stallaterne vor und rief die Namen der Offiziere auf, deren Quartier er entdeckt hatte.

„Du führst mich noch in einen Graben, Gustel!" sagte Lilly zu ihrem Mann. „Geben Sie mir den Arm, Oberleutnant Platschek, Sie sind hier besser orientiert."

„Aber geh — schau —!" wehrte sich Weigert; trollte aber doch allein weiter und grübelte über seine Wahrnehmung der von flimmernden Kreisen bewegten Finsternis nach.

Da streifte er mit dem Ärmel an jemandem vorbei, kam aus dem Gleichgewicht und griff belustigt um sich, bis er den schattenhaften Nebenmann erwischt hatte.

„Wer bist du —?"

Ohne den Bescheid abzuwarten, versuchte er den Kameraden für sein Problem zu interessieren.

„Also — also — ich bitte, nix siehst du, absolut nix, alles ist schwarz — sozusagen: rabenschwarz! Aber — aber doch ist da so 'ne merkwürdige rotierende Bewegung, so was —"

Ein schriller Schrei bannte Schritte und Stimmen. Eine Sekunde lang ein erschrockenes Aufhorchen aller. Dann ein wild tastendes Zurückdrängen in der Richtung des Schalles.

„Was ist geschehen? — Gnädigste —! Lilly —!!"

Der Kadett ist zuerst zur Stelle, leuchtet der Zitternden in das todbleiche Gesicht. Sie ringt nach Fassung und sucht im undurchdringlichen Dunkel mit gehetzten Augen die Gefahr.

Man stützt sie, man quält sie mit Fragen, der Regimentsarzt sucht seiner Wissenschaft Autorität zu verschaffen. Niemand denkt an den Schützer, dem sie sich anvertraut hatte.

Lilly bleibt stumm. Ihre Brust schmerzt von der wütenden Umklammerung seiner Arme; sie schmeckt das Bluten ihrer Zähne von der brutalen Gewalt, mit der Platschek sie geküßt hatte. In dem kurzen Augenblick dieses Überfalles hat sie in den Zusammenbruch einer reichen Seele hineingesehen. Immer noch durchschauert sie die Erkenntnis ihrer Versündigung. Sie schämt sich, den Unglücklichen anzuklagen.

Endlich gibt sie mit verzerrtem Lächeln dem Drängen des plötzlich ernüchterten Gustel nach: „Ich weiß nicht — die Finsternis — mir war's, als — als rollte ein feuriges Rad über den Weg —"

Da lachen alle.

„Saldagni!" ruft der Adjutant, „dein Gumpoldskirchner taugt nix, ich hab's ja immer g'sagt!"

Der Kadett tremuliert mit komischem Ernst:

„Zwölf Uhr schlug's, da kam durch die Gardi—inen
Eine kalte weiße Hand hervo—or" —

— Platschek taumelte in sein Zimmer. Er suchte in der Dunkelheit nach einer Stütze. Seine Knie wankten. Alles brodelte in seinem Hirn durcheinander. Er wußte kaum noch, was geschehen war, und hatte es noch

nicht erfaßt, was jetzt mit unerbittlicher Notwendigkeit geschehen mußte. Seine tastenden Finger berührten die Streichholzschachtel auf dem Tisch. Mechanisch machte er Licht. Das Klirren der Lampenglocke in seiner Hand erschreckte ihn. Mit starren Augen sah er sich in der engen Bauernstube um. Die plumpen Formen der Einrichtungsstücke weckten ihm allmählich Erinnerungen. Er wühlte sich bis zu dem ersten Eindruck beim Betreten dieses Zimmers vor drei Wochen zurück, und daran reihten seine mühsam sich sammelnden Gedanken die darauf folgenden Erlebnisse.

Platschek ging mit schwankenden Schritten unter der niedrigen Balkendecke auf und ab. Also das war das Ende! Eine lächerliche Verirrung der Leidenschaft, eine elende Überrumpelung der Sinne trieben ihn aus dem Leben. Das Allerunwahrscheinlichste, das Allerdümmste war geschehen, damit er die hohle Prahlerei aller Lebensweisheiten und Grundsätze an sich erkannte. In dieser Schmach erstickte ein Mensch, der sich über die andern hinausgeträumt, der sein Erzieheramt über alle Maßen hoch eingeschätzt und mit dem Schmerz um sein Vaterland kokettiert hatte!

Vielleicht wußten seine Kameraden schon, was er getan hatte, er, den sie immer für einen vorbildlichen Offizier und musterhaften Menschen zu halten gewöhnt gewesen waren. Er sah ihre überraschten und grinsenden Gesichter, er hörte die geißelnden Worte ihrer Entrüstung und ihres Spottes. Die Scham schüttelte ihn. Seine eigensinnigen Bemühungen fielen ihm ein, bei seinen Mannschaften das Gefühl für sittliche Pflichten

auch in ihrem außerdienstlichen Verhalten zu wecken. Die schärfsten Stellen seiner Vorhaltungen klangen plötzlich laut auf in seinem Gedächtnis und hämmerten blutigen Hohn in seine Seele. Ein Ekel erfaßte ihn. Wenn Weigert, dieser treuherzige und vertrauensselige Freund, jetzt herein träte, um Rechenschaft zu fordern!

Platschek heulte auf in Wut und Qual. Nicht wehren dürfte ich mich, dachte er, und wenn er mich ins Gesicht schlüge wie einen dummen Jungen! Er biß die Zähne aufeinander. Mehr brauchte es ja nicht, um die Notwendigkeit des letzten Schrittes klarzumachen.

Einen Stuhl rückte er sich ans Fenster, setzte sich, öffnete den Waffenrock, riß sich die Halsbinde herunter. Der kühle Nachtwind tat ihm wohl. Ganz so schwarz war es da draußen nicht mehr. Dann war es also der Morgenwind, der dem Sonnenaufgang voranging. Wenn man auch einer Narrheit wegen stirbt, soll man doch nicht als Narr sterben, überlegte Platschek; man muß seine Bilanz machen. Dieses ungewohnte Wort verirrte sich in sein Hirn als Vorläufer der Erinnerung an seinen Vater. Und schon entsann er sich auch einer Geschichte, die der bedächtige Kaufmann gern erzählt hatte. Sie handelte von einem Manne, der in den Tod gegangen war, weil er sein Geschäft für bankerott gehalten hatte, während doch nur ein sehr wertvoller Vermögensteil von ihm vergessen worden war.

Ich will nichts vergessen, sprach Platschek halblaut vor sich hin und runzelte die Stirn; gibt es noch irgend etwas, das des Weiterlebens wert wäre? — Er dachte an alles, das ihn einmal gefesselt, an alles, das ihm

einmal eine kurze Stunde erhellt hatte. Er prüfte gewissenhaft, ob sein Tod irgendeinem Menschen einen schweren Verlust bedeuten würde, oder, ob die Erhaltung seiner Kraft für irgendwelche bedeutsamen Dinge einen Nutzen verspräche?

Nein, entschied er, ich bin keinem etwas, keiner ist mir etwas gewesen.

Er stand auf, hob seinen Dienstkoffer vom Schrank herunter, öffnete ihn und entnahm ihm seine Browningpistole. Der Tag schlich heran. Über der dunklen Waldkuppe drüben klaffte ein purpurroter Spalt durch das graugeballte Gewölk. Ihm nickte Platschek mit einem müden Lächeln zu, während seine Hand die Waffe gegen seine Stirn hob. Da war's, als entzündete sich sein Herz noch einmal an dem einsamen Glutstreifen dort draußen, um gegen die mörderische Tücke seiner Verirrung anzuschrein. Wie eine Saite erzitterte der ganze Körper des Einsamen von einem tiefen Klang. Es ergriff ihn so, daß er die Augen schließen mußte. So gab es doch etwas Erhabenes in ihm, das von seinem Zusammenbruch unberührt geblieben war. Etwas, das noch in diesem Augenblick des Abschieds stark genug war, um ihn noch einmal so allgewaltig zu erschüttern. Etwas, das mit gottreinen Augen ihn zwingend ansah: ich war die erwählte Herrin deines Herzens, ich war die große Leidenschaft deines Lebens!

Platschek sah mit dankbar schwärmerischen Augen zum Himmel auf, der schon durchzuckt war von den goldenen Pfeilen der steigenden Sonne. Seine Lippen bewegten sich und wie ein unendlich heiliges Weihe-

geschenk reichten sie dem Allmächtigen ein teures Wort hinauf: Vaterland —! — und nochmals wie ein Gebet: lebe wohl, Vaterland —!—

So, mit dem Blick in das gebärende Licht, das immer heller heraufdrängte, hob er mit fester Hand die Waffe.

Da knarrte hinter ihm die Tür auf, ein hastiger Schritt stampfte über die Schwelle, eine jubelnde Stimme rief: „Platschek! Mensch! Wir mobilisieren!"

Der Adjutant war's. Bebend in freudiger Erregung. Die weißen Zähne blitzten aus dem lachenden Mund. Die Augen funkelten. Die ganze Gestalt war höher gereckt von der stolzen Kampfgier des Soldaten.

„Ja, ja! Versteht du mich denn nicht? Es geht los! Der Alte hat ein Telegramm — um sieben Uhr steht das Bataillon zum Abmarsch —. Du: Krieg. — Mensch! Krieg, Krieg! — Dein Krieg!"

Der Adjutant riß den Kameraden in seine Arme und drückte ihn an sich im wilden Übermut seiner Freude. Da fühlte er den ungefügen Körper an seiner Brust erzittern. Aus Platscheks Hand glitt die Pistole zu Boden. Ein tiefes Schluchzen gurgelte in ihm auf. Er machte sich los, preßte die Fäuste an die Schläfen, und, während ihm Tränen über die Wangen liefen, grüßte er mit jauchzenden Augen das Leben.

Gebenedeite Frauen.

Die blinde Greisin ahnte, daß man ihr irgend etwas verheimlichte. Da sie aber wußte, daß sie von lauter Liebe umgeben war, mußte das Schlimmes zu bedeuten haben. Sie glaubte nicht an die Erholungsbedürftigkeit des Sohnes. Bis zuletzt hatte seine Stimme ganz metallhell geklungen und seine Schritte waren sogar noch rascher, energischer gewesen, als sonst. Und selbst eine ernstere Unpäßlichkeit würde den pflichttreuen Landwirt nicht aus dem Haus gedrängt haben, solange die Räder der Erntewagen vom Gutshof herüber knarrten. Noch auffälliger war diese plötzliche Abreise dadurch geworden, daß Achim seinen Sohn Udo mitgenommen hatte. Was sollte ihm die Begleitung des Siebzehnjährigen? Als sie den Enkel einmal auf sein Gewissen befragt hatte, war ihr die Unsicherheit seiner Antwort nicht entgangen. Auch hatte sie aus der stürmischfröhlichen Herzlichkeit seines Abschieds ein verräterisches Beben herausgefühlt. Nein, nein — es mußte ein bedeutsamer und ernster Weg sein, den die beiden gegangen waren.

Vielleicht stand es damit auch in Verbindung, daß Erwin, Achims älterer Sohn, schon seit vier Wochen nicht zu Besuch gekommen war? Die Nähe seiner Garnison hatte ihm doch sonst so häufig erlaubt, für einige Stunden sich einzufinden. Seine Mutter hatte zwar gesagt, er hätte sich mit vermehrtem Dienst ent-

schuldigt; als sie aber den Brief vorlesen sollte, war er nicht mehr aufzufinden gewesen.

Die Blinde ersparte sich den aussichtslosen Versuch, Achims Frau zu einem Geständnis zu bringen. Olga trug ihre Geheimnisse in einem Schrein, zu dem es auf Erden und im Himmel keinen Schlüssel gab.

In der schwülen Stille, die seit der Abreise Achims und Udos auf dem alten Schloß lastete, erriet die Blinde das kummervolle Hasten der verschwiegenen Herzen. Während ihr eigenes Leben seinen seit mehr als vierzig Jahren auf die Minute geregelten Gang beibehielt, schien alles um sie her mit mühsam verhaltenen Keuchen neben den Gleisen hinzuwanken. Selbst in der Natur draußen war der Druck einer geheimnisvollen Spannung wahrzunehmen. Seltsame, oft lange anhaltende Geräusche hörte die alte Frau, wenn sie einsam an dem offenen Fenster saß oder ihren täglichen Spaziergang in der Rüsterallee des Parkes machte. Auch Blätter und Winde hatten noch niemals in den vielen, vielen Jahren ihres Augentodes so zu ihr gesprochen wie jetzt. Auch in ihren ihr so vertrauten Stimmen schien Verschwiegenes zu lauern, wie in der unaufrichtigen Gelassenheit Olgas. Als lastete das Unbekannte, von dem ihr Haus bedroht war, auf dem Herzen der ganzen Welt. An ihrem Krückstock zitternd, horchte sie in die rätselhafte Beklemmung. Kein übermütiges Wort, kein fröhliches Lachen trug ihr die Ferne zu, sie aus dem Bann ihrer Ahnungen zu erlösen. Aus allem Leben schien die Freude hinausgegangen zu sein, wie ein gekränkter Gast.

Wohl stockte nicht die Arbeit der Hände und der Maschinen. Es war sogar ein beschleunigter Rhythmus darin, der beflügelten Willen und eine äußerste Anspannung der Kraft verriet. Aber die gewohnte Stetigkeit des Alltags wurde darin vermißt. Jähe Pausen klafften wie Abgründe in der Strecke des Werkes, und ihre plötzliche Stille mitten in der wilden Behendigkeit des Schaffens war atemraubend.

Die strenge Schulung zur Lautlosigkeit hatte keine Macht mehr über das Gesinde. In den Korridoren des Schlosses dröhnten Schritte und fielen Türen ins Schloß. Bisweilen ging die Blinde erregten Stimmen nach, die sich in entlegenen Winkeln drängten. Wenn sie mit der Sicherheit, die eine vierzigjährige Gewöhnung ihren lichtlosen Schritten gab, näher kam, dann enthuschten eilige Füße, und es blieb nur noch der Klang ihres Krückstockes auf den Steinfließen.

Überall lauerten Geheimnisse wie giftige Schlangen. Eines Morgens, als Olga einen nichtssagenden Brief Achims vorlas, setzte sich der dunkle Klang ihrer Stimme für die gespannt aufhorchenden Sinne der Mutter in das Abbild tränenfeuchter Augen um. Sie richtete ihren schmächtigen, noch immer zähen Körper in dem großen Fensterstuhl herrisch auf. Ihre fleischlose Hand spreizte sich. Die toten Augen öffneten sich weit.

„Was verbergt ihr vor mir, Olga?"

Das Stocken der Pulse drohte in die Spanne des Schweigens und reckte sie. Dann kamen Worte, — ergreifend hilflos von der wankenden Kraft der Stimme gestützt.

„Aber nichts, — Mama, — wirklich nichts — —“

Als ob ein Sterbender von den Wundern des nächsten Frühling spräche. Und das Verborgene hing wie ein abrollender Felsblock über den Häuptern.

In der Nacht schreckte die Greisin aus dem Schlaf. Ein Gewitter nach diesem kühlen Tag? Ein Gewitter von solcher Heftigkeit? — Fern muß es sein, — aber Donner auf Donner — —! Sie tastete sich ans Fenster, streckte die Hand hinaus. Kein Regentropfen. Samtweich fühlte sich die Luft an. Der Park atmete wie ein schlafendes Kind. Und doch dieses Dröhnen, — dieses unaufhörliche Hinrollen gewaltiger Entladungen?! Jetzt von der anderen Seite her, aus der Richtung des Dorfes, ein immer stärker anschwellendes Lärmen, aus dem nach und nach das gleichmäßige Gestampf einer marschierenden Menge und die brausende Melodie des Trutzliedes sich entwickelten: Lieb Vaterland magst ruhig sein —!

Die Blinde taumelte. Der unsterbliche Schmerz ihres Lebens krallte schüttelnde Hände in ihr Herz. Sie stützte sich auf die Lehne ihres Sorgenstuhles, auf dem sie die Hälfte ihrer verstörten Tage verdämmert hatte. Wie ein verglimmendes Feuer sank das Bewußtsein der Gegenwart langsam in ihr zusammen, und nur die Erinnerung an das Unwiederbringliche leuchtete einsam vor ihren Sinnen.

Die in der Nacht verhallenden Töne ließen die ganze schmetternde Wucht ihres Erklingens in der Seele der Blinden zurück.

Damals — o mein Gott —! — damals! — Jugend — Liebe — Glückseligkeit! Achim der Jüngere, das einzige Kind, war geboren. Die hunterttausend Rosen des Parkes hatten um sein Taufbecken geglüht, durch den Rausch ihrer Düfte trugen zwei Begnadete den Reichtum ihrer Wonnen!

Da — in die süße Stille dieser Menschenherrlichkeit — ein Schrei: Krieg! —

Im Dorf, auf der Landstraße, über Ebenen und Gebirge, über Flüsse und Meere weg, wie eine ungeheure Brandung aufheulend, dieser wilde Sang: Lieb Vaterland magst ruhig sein! Stolz und herrisch mit einem Male das Leuchten der Begeisterung unter den stumpfen Stirnen der Knechte. Nach Frankreich hinein!

Achim, im weißen Koller der Kürassiere, den blitzenden Helm auf dem blonden Haupt, wie ein Auferstandener aus der Ahnengruft seines Heldengeschlechts. Fort, fort! ehe die Schmerzen des Abschieds die Kraft seines jungen Weibes zerbrachen.

Dann die Zeit des zitternden Hinhorchens in den Donner der Schlachten. Ein Aufjauchzen und ein weinend hingestammeltes Gebet zu Gott, wie ein Weihegeschenk Achims Brief mit beiden Händen zu ihm erhebend: Sieg! Sieg! Das Eiserne Kreuz ist mein! — —

Sein letzter Gruß! Nacht folgte ihm. Tiefe Nacht, durch die ein gebrochenes, sieches Weib bis dicht an die Grenze der Ewigkeit dem Geliebten nachtaumelte. Nach Monaten dann noch Schrecklicheres: Das Erwachen in das Bewußtsein der Verlassenheit hinein

— und als grausame Vollendung dieses Schicksals der Verlust des Augenlichtes, wie eine immerwährende Mahnung an den innern Tod. — —

Jetzt war die Nacht still geworden. Die Blinde fröstelte. Sie schleppte sich zurück in ihr Bett. Ihre Finger strichen langsam, in einem unbewußten Takt, über die Daunendecke. Das feine Knistern der Seide stahl sich allmählich in ihr Ohr und leitete ihre Gedanken zu den Lebenden. Sie wurde der rührenden Güte gerecht, mit der alle sich um sie bemühten. Sie schämte sich der Selbstsucht ihrer beständigen Trauer. Sie ermaß diese immer erneuten Opfer der Gesunden, vom Schicksal Verwöhnten, von ihrem Lebensdrang vorwärts Getriebenen. Um die Ruhe der Vergrämten nicht zu stören, gingen sie allen Freuden vorbei und hüteten die Geheimnisse ihrer Schmerzen. Was alles mochten sie ihr verschwiegen haben in diesen Jahren! Wie viele bekannte Namen hatte der Tod wohl schon ausgelöscht, die ihr immer noch als Lebende genannt wurden, wenn sie nach ihnen sich erkundigte! Sicherlich hatte auch dieses Haus manchmal in der Angst vor drohenden Verhängnissen gebebt, — der Blinden war sie erspart worden. Sicherlich hatte der Haß der Nationen in dieser langen Zeit Teile der Welt in wildem Ringen oftmals erschüttert, — die Trauernde aber hatte man an einen ewigen Völkerfrieden glauben lassen, um die Qual ihrer Erinnerungen nicht noch tiefer aufzurühren.

Da war es plötzlich, als züngelten diese Gedanken in Flammen auf und würfen den taghellen Schein

ihrer Glut auf die rätselhaften Beobachtungen dieser letzten Wochen.

Krieg — —? ? !

Wieder donnerte es draußen, — weit, weit draußen. Aber — das waren ja gar nicht Gewitterschläge, — das waren einzelne kurze Erschütterungen, die sich mit unregelmäßigen Pausen aneinander reihten, — — das war Geschützdonner!

Die Blinde hatte sich in ihrem Bett aufgerichtet. Den Flug eines Nachtfalters würde sie in diesem Augenblick erlauscht haben. Und nun wußte sie es: drüben an der russischen Grenze brüllten die Kanonen im Morgengrauen! Achim, im weißen Koller der Kürassiere, wie sein Vater einst, stürmte dort in den Tod. Mit ihm warfen die Söhne Erwin und Udo ihr junges Leben in das mörderische Ringen der Schlacht! Hunderttausende, Millionen wehrhafter Männer sah sie gegen den Feind anfluten — und sah hinter den Mauern der verwaisten Häuser enthüllt den Jammer der Mütter, der Gattinnen, der Kinder und Bräute. In einen ungeheuren Aufschrei des Schmerzes geballt, glaubte sie die Klagen der Vernichteten zum Thron der Allmacht aufkreischen zu hören. Im Weh ihres eigenen vernichteten Menschentums wähnte sie zersplittert die frommen Stützen des Glaubens, wütend überrannt den Trost der Altäre, die stille Zuflucht der Kirchen.

Da schwellten andere Töne in ihrer Seele herauf, — machtvoll und gewaltig anringend gegen die Stimme der Qual. Immer lauter und sieghafter schwangen sie sich empor über das Zorngeschrei getretener Herzen,

schlangen es in sich hinein, erstickten es und erfüllten den Himmel mit der heiligen Kraft ihrer Verheißung: Lieb Vaterland magst ruhig sein!

Und vergessene Bilder tauchten auf, die ihrer verwöhnten Jugend in jenen fernen großen Tagen nur ein scheues Staunen erweckt hatten: an den verwaisten Herden sah sie die blonden Frauen der Kämpfer aufrecht und stolz, mit leuchtenden Augen, ihren stillen Pflichten nachgehen; sah die Kirche gefüllt von andächtigen und durch die Macht ihres Glaubens über sich selbst hinausgehobenen Scharen; sah die jauchzende Freudigkeit der bewimpelten Dächer an den Siegestagen; sah die ergreifenden Beispiele würdevoller Gefaßtheit und maßlosen Opfermutes bei den Ärmsten und Schwächsten. Die gewaltige, ins Ungeheure gesteigerte Erneuerung des Geistes jener Tage wehte sie an und rüttelte an den Fesseln des selbstsüchtigen Grames, mit denen die Blinde seit mehr als vierzig Jahren ihr Herz umgürtet hatte. Wie einen unermeßlichen Lichtstrom fühlte sie die erhabenen Kräfte der Volksseele, von der allgemeinen Not geweckt, über die Erbärmlichkeit des eignen Schicksals hinfluten. Ein himmelanstarrender Fels von purem Golde reckte sich vor ihrer plötzlichen Erkenntnis der heilige Begriff „Vaterland", — neben ihm verschrumpfte zum Sandkorn der Wert eines Menschenlebens.

Sie dachte an Achim, an Erwin und Udo, die fortgestürmt waren, den Kaiserpurpur deutscher Macht noch leuchtender mit ihrem Blute zu färben. Sie dachte an Olga, die den Gatten und beide Söhne hatte

hinausziehen lassen und doch so stark geblieben war, daß sie den Todesschmerz des Abschieds, das Zittern ihrer Liebe um des Friedens einer müden Greisin willen tief in sich verschließen konnte. Solche Kraft wuchs nicht aus dem Willen, nicht aus der Vollkommenheit menschlicher Tugenden. Nur das Gralslicht eines allerheiligsten Ideals war fähig, sie auszustrahlen, für das kämpfen, leiden und sterben zu dürfen, als eine göttliche Begnadigung der Erwählten empfunden werden mußte.

Diese Offenbarung der schauerlichen Stunde, da der Donner der Geschütze in ihre Einsamkeit hineinrollte, enthüllte der Blinden nun endlich die Weihe ihres Schmerzes, und zum ersten Male empfand sie die Dornenkrone, unter der sie Jahrzehnte geseufzt hatte, als einen feierlichen Schmuck. Es war, als schlösse sich die Wunde ihres Herzens unter der sanften Berührung des heiligen Speeres. Die Mauer fiel, die alle ihre Gedanken ein Leben lang auf den engen Kreis ihres Ichs beschränkt hatte, und eine erlösende Sehnsucht nach großen Zielen perlte in der Brust der Greisin.

Am offenen Fenster starrte sie voll Ungeduld auf das Klingen des Morgens, harrte auf die Bestimmungen, mit deren Erfüllung sie die Schuld eines unfruchtbaren Lebens würde sühnen können.

Als die Blinde das Frühstückszimmer betrat, hörte sie den Schritt Olgas schleppend auf sich zukommen und erhorchte das fremdartig harte Rauschen ihres Kleides. Stoffe, die rauh aneinander streiften, sich in

den Falten rieben, einander festhielten, wie kurzhaarige Bürsten. Länger als sonst blieb Olgas Morgengruß aus. Wiederholtes trockenes Schlucken schien die Kehle erst freimachen zu müssen. Inzwischen legten sich schon alte, bis in die Spitzen bebende Finger um die Hände der Alten. Die machten sich frei und tasteten nach den Schultern Olgas und fühlten das krause Krepp-gewebe, hart und starr von der schwarzen Farbe. Sie itterten auf zu der gramvollen Stirn, die sich ihnen uneigte, und schmiegten sich in die tiefgeweinten Augen-höhlen und sahen das Zucken der fest aufeinander ge-preßten Lippen. Sie glitten an den Armen Olgas hinunter und umspannten mit zärtlichem Druck ihre Hände.

Mit leiser, wunderbar beherrschter Stimme fragte die Greisin:

„Achim — ? — Erwin — ? — Udo — — ? —"

Nur ein rasches Niedergleiten und ein fassungs-loses Aufschluchzen gaben die Antwort. Olga um-klammerte die Knie der Blinden.

Nun kam es doch wieder wie eine Erstickung über sie. Also würde keiner wiederkehren! Eine rasende Flamme hatte alle die blühenden Reiser versengt und den erlauchten Stamm im Mark getötet —!

Aus dem sonnigen Herbstmorgen draußen jubelte ein heller Chor von Kinderstimmen herein: Lieb Vater-land magst ruhig sein! Drüben im Dorf schmetterten Trompeten, rasselten die Trommeln. Aus vielhundert Kehlen schwang sich ein Jauchzen auf: Hurra! Hurra! Hurra!

Da hob die Blinde ihre toten Augen zu Gott. Ihr edles Antlitz war jung im Glanze der Verklärung. Mit einem Lächeln bot sie auch das Letzte noch zum Opfer an für den Sieg der Waffen. Segnend legte sie die Hand auf Olgas Haupt. Ein zitternder Stolz war in ihrer Stimme: „Gebenedeite Frau, — gebenedeite Mutter!“

Der Heldenkrüppel.

Als der Bruder voll Begeisterung in den Krieg zog, als der Vater seine alte Uniform hervorsuchte, um trotz seiner zweiundfünfzig Jahre an dem gewaltigen Ringen gegen eine Welt voll Feinden teilzunehmen: da war es mit der scheinbaren Gelassenheit Ottos zu Ende. Was die erbitterten Vorwürfe des Vaters, was die Tränen der Mutter bisher nicht vermocht hatten, das gelang der aufrüttelnden Kraft dieser großen Zeit, — eine tiefe Beschämung, eine herzzerfressende Reue packte den jungen Mann. Jetzt, da es zu spät war, fühlte er die heilige Pflicht der Verantwortung gegen höhere Instanzen. Jetzt erst erkannte er die tollen Vergnügungen, in denen er seine Lebenskraft gedankenlos vergeudet hatte, als ein Verbrechen. Wie ein Kainszeichen trug er das Siechtum seines jungen Körpers.

Mit dem Gedanken an einen frühen Tod hatte er sich längst abgefunden gehabt. Er war so gleichgültig dagegen geworden, daß er zu lächeln imstande gewesen war, wenn ihm sein hohlwangiges, von tückischer Krankheit verwüstetes Gesicht im Spiegel begegnete. Ich habe mein Leben genossen, war sein trotziger Trost gewesen. Ich bin Herr meines Lebens, — damit hatte er sich über Groll und Gram der Seinigen hinweggesetzt. Und nun mit einem Male kam er sich wie ein

Unredlicher vor, der ein kostbares ihm anvertrautes Gut unterschlagen hat. Er mochte die scheuen Augen gar nicht mehr vom Boden erheben, aus Angst, Blicken zu begegnen, die ihn im Namen des Vaterlandes anklagen könnten.

Vater und Bruder, die Bauern und Bauernsöhne, die Diener des Hauses und die Knechte vom Gutshof erfüllten ihre Pflicht. Umarmt und gesegnet von den Müttern und Frauen und Bräuten und Schwestern, waren sie zu den Fahnen geeilt, um die Grenzen der Heimat gegen sengende und brennende Horden zu schützen. Der Herrensohn mußte daheim bleiben bei den Weibern und Unmündigen, — ein Unbrauchbarer, ein Ausgestoßener, ein Nichtswürdiger!

Er fühlte es, daß die Mutter ihre Zärtlichkeit verdoppelte, um ihm über die Schmach seiner Lage hinwegzuhelfen. Über ihre gutgemeinte Versicherung, daß sie Gott danke, ihn wenigstens als männlichen Schutz an ihrer Seite zu haben, lachte er verzweifelt auf. Er nahm ein Messer vom Tisch und hielt es in die Luft, damit sie das Zittern seiner Hand sähe, die nicht einmal fähig war, für das Leben der Mutter einen Schuß abzugeben.

Nachts stieg er die knarrende Treppe zum Turm hinauf, der den ältesten östlichen Flügel des Schlosses überragte, lauschte und spähte, ob ihm nicht irgendeine Wahrnehmung der fern tobenden Kämpfe gelänge. In der dritten Nacht schon hörte er das Donnern der Geschütze; in der vierten sah er ungeheure Flammen auffackeln. Da ihm jedes Gehöft im weiten Umkreis

bekannt war, konnte er nicht daran zweifeln, daß diese Brände auf deutschem Boden wüteten. Das aber hieß: die Russen sind im Lande!

Otto war unfähig, an die nächsten Folgen dieses feindlichen Eindringens zu denken. In der ersten Bestürzung blitzte nur der wahnwitzige Einfall in ihm auf, daß dieses Schreckliche nicht geschehen wäre, wenn er sich nicht zum Krüppel gemacht hätte! Daß er allein die Schuld trüge an den grausamen Vernichtungen, die da draußen so blutigrot gegen den Nachthimmel lohten. Otto taumelte gegen den Zinnenkranz des Turmes, grub das Gesicht in die Beuge seines Armes und schluchzte.

Als er mit pochenden Schläfen über die Treppe sich wieder hinunterschleppte, drang die Unruhe des aus dem Schlaf geschreckten Hauses zu ihm. Auf den Korridoren hasteten die Dienstmädchen wimmernd durcheinander. Aus dem Zimmer der Mutter schrillte die Klingel. Ein fremder Mann eilte auf ihn zu und meldete eilig: „Eine Empfehlung vom Herrn Landrat, Herr Baron, und die Herrschaften möchten doch gleich abreisen, — es muß alles geräumt werden, — die Kosaken kommen —“

Otto starrte den Boten mit fieberheißen Augen an. Der wandte sich schnell ab, um den Hohn zu bergen, der ihm um den Mund zuckte. So ein Jammerlappen! Nur gut, daß der greishaarige Administrator seine Pension im Schloß verzehrte, — der behielt doch wenigstens seinen Kopf oben!

Da kam der Alte schon mit steifstapfenden Beinen die Haupttreppe herauf, vergaß auch in diesem Augenblicke nicht, den jungen Herren mit altmodischer Feierlichkeit zu grüßen, und sagte dann: „Ich hab mir erlaubt, den Landauer und den großen Jagdwagen anspannen zu lassen, Herr Baron. Zum Kofferpacken reicht die Zeit nicht mehr."

Dann stand er mit gekrümmtem Rücken an der Tür, die zu den Zimmern der Baronin führte, und klopfte bescheiden an. Als er aufklinken wollte, legte Otto ihm die Hand auf die Schulter.

„Sie begleiten Mama, Märker," befahl er mit einer eisigen Ruhe, die den Greis in Erstaunen setzte. „Sagen Sie, ich führe mit dem Auto und hätte den Umweg über das Jagdhaus nehmen müssen."

Otto verlor sich in dem Gedränge der allgemeinen Flucht. Er hatte einen Mantel umgeworfen und tastete sich an seinem Krückstock in die Finsternis des Parkes hinein. Allmählich konnte er die Wege erkennen. Er verfolgte die Kastanienallee, die zur Dorfseite hinführte. Immer deutlicher verriet sich ihm das Hasten der in Todesangst mit Vieh und Wagen fliehenden Familien. Jetzt konnte er durch das Parkgitter auf die Landstraße hinübersehen. An der Menge schwankender und sich schnell vorwärtsbewegender Lichter ermaß er die Endlosigkeit des Zuges. Stimmengewirr, Räderknarren, Hufgetrappel und Peitschenknallen — immer und immer noch. Dann versank die Heimaterde in ein schauerliches Schweigen, als wüßte sie, daß die Stunde der Verwüstung nahe war.

Otto hörte sein Herz pochen in dieser beklemmenden Stille und stöhnte unter der Folter seiner wilden Sehnsucht nach Sühne. Die Erwartung eines Wunders nistete sich in ihm ein. Er glaubte, daß irgendeine Fügung auch ihm, dem Kranken und Kraftlosen, noch die Möglichkeit schenken müßte, für das Vaterland zu handeln oder zu sterben.

Wie Maulwürfe wühlten seine Gedanken. Wenn die Russen kamen, dann schlugen sie vielleicht ihr Hauptquartier im Schlosse auf. Wenn es ihm am Ende als krankem, harmlosem Hausgenossen gelang, Wichtiges zu erlauschen, in Pläne und Absichten des Feindes Einsicht zu gewinnen? Oder wenn er sich dem Vaterlande wenigstens dadurch nützlich machen konnte, daß er durch Fürsprache bei seinen ungebetenen Gästen von den nächstliegenden Ortschaften, von einigen der unglücklichen Bewohner Verwüstung und Brandschatzung abwandte? — Wenn aber auch all das ihm verwehrt blieb, ein großes, das Gedächtnis seines nutzlosen Lebens doch noch verklärendes Glück würde er sich unter allen Umständen erzwingen können: den Tod von Feindeshand!

In dieser Hoffnung lächelten ihm Trost und Erhebung. Von den kalkweißen Kissen ihres Siechenbettes nickte ihm seine zertretene Jugend Vergebung zu.

Der Morgen dämmerte auf. Otto ging durch den Park zurück. An der starken Hand seines Entschlusses schritt er lebhafter und leichter aus als sonst. Der Gedanke, auf diesem väterlichen Grund jetzt ganz allein zu sein, umrauschte ihn mit feierlichen Schwingen. Er

blickte in das Häuschen des alten Torwärters hinein, der ein halbes Jahrhundert hier gewurzelt hatte; auch er war geflohen, um sein vielleicht nur wenige Wochen noch zählendes Lebensrestlein zu retten!

Hartklingender Hufschlag raste die Straße daher. Dampf fegte um die Flanken des Pferdes. Schwankend hing sein Reiter im Sattel. Und jetzt, etwa zwanzig Meter vor dem Parktor, fiel der Körper schwer nach hinten über und löste sich von dem zügellos vorwärtsstürmenden Tier. Otto sah den Gestürzten im Staub der Straße liegen und ging, so schnell ihn seine Füße tragen wollten, zu ihm. Ein Deutscher, ein Ulanenoffizier, blutüberströmt, sterbend. Nur die stahlharten Augen, die den unmächtigen Helfer ausforschten, schienen noch zu leben. Otto kniete bei ihm nieder, versuchte zitternd seinen Kopf zu stützen: „Mein Gott! Was kann ich für Sie tun —?!“

Das Gefühl seiner eigenen Hilflosigkeit zermalmte ihn. Aus dem Herzen herauf fühlte er die Tränen brennen, die ihm aus den Augen stürzten. Über das starre Gesicht des Verwundeten flog ein Lächeln der Befreiung, da er den Fremden als Freund erkannte. Die heilige Allmacht der Pflicht hielt sein Leben noch für einen Augenblick fest und schenkte seiner toten Stimme noch einmal leisen Klang.

„Die Tasche —,“ flüsterte der Sterbende, — „nehmen Sie — wichtige Dokumente — — sie dürfen nicht in Feindeshand fallen — — um keinen Preis — —“

Mit einer letzten Anstrengung legte sich die Hand auf die Ledertasche, die an einem Riemen von der

Schulter hing. Dann stöhnte der Verwundete auf. Schaumiges Blut brach aus seinem Munde. Der Tod streckte seinen Körper.

Otto hatte sich tief über ihn gebeugt. Stärker noch, als die Ergriffenheit vor dem Tode, erschütterte ihn das Glück, zu einem so großen Dienst für das Vaterland nun wirklich berufen zu sein und auch eine Verantwortung tragen zu dürfen in dem gewaltigen Ringen.

Er fühlte, daß hier keine Zeit zu verlieren war. Sicherlich war es eine Kugel seiner Verfolger gewesen, die diesen Tapfern niedergeworfen hatte. Dann konnten sie in der nächsten Minute schon auftauchen. Otto versuchte es hastend, dem Toten die Tasche mitsamt dem quer über die Brust gespannten Riemen abzunehmen. Der Leichnam lastete zu schwer. Doch — war es nicht, als dröhnte der Boden schon von Hufschlag? Dort, wo die Landstraße von der Höhe herabkam, wirbelte eine Staubwolke: Kosaken!

Mit seinem Taschenmesser trennte Otto die Kuriertasche des Toten vom Riemen, barg sie in seinem Mantel und flüchtete in den Park. Dem Einfall, die Dokumente in den Teich zu werfen, mochte er nicht nachgeben; vielleicht war es von höchster Bedeutung, sie unversehrt zu erhalten. Sie irgendwo unter Bäumen und Steinen zu verbergen, das hieß den Zufall einer Entdeckung herausfordern. Er erinnerte sich eines Geheimfaches in dem antiken Schreibtisch eines Fremdenzimmers. Dort würde die Tasche — zunächst wenigstens — nicht entdeckt werden können. Durch das Fenster dieses Raumes sah Otto eine feindliche Ka-

valleriepatrouille die Stelle umdrängen, wo der Ulanenoffizier gestürzt war. Die Nähe der Gefahr verwischte seine Erinnerung. Vergebens bemühte er sich, die Druckfeder an der Rückwand des Sekretärs zu finden. Angstschweiß netzte ihm die Stirn. Schon hörte er Stimmen und Waffenklirren im Hause, Schritte auf der Treppe. Da schob er die ihm anvertraute Tasche in die Feuerstelle des alten Kachelofens und wankte dann, die Kehle zugeschnürt, durch die lange Flucht der Zimmer, um durch eine entfernte Tür unauffällig auf den Korridor hinauszutreten.

Ein junger Leutnant der Grodnower Husaren, von einigen seiner Leute begleitet, rief ihn an. Da war eine mahnende Stimme in dem Jahrhunderte alten Gewölbe: Du dienst dem Vaterlande! Und ein eiserner Wille unterwarf sich alle Sinne und Nerven des siechen Mannes. Otto näherte sich dem Offizier, nannte ihm seinen Namen, stellte ihm sein Haus zur Verfügung. Der Russe unterwarf ihn einem Verhör: wer sich außer ihm noch im Schlosse befände? Ob er wüßte, daß ein deutscher Offizier dicht vor dem Parktor tot auf der Straße läge? Ein versprengter Adjutant, den sie seit Stunden verfolgten. Mit keinem Wimperzucken verriet Otto sein Geheimnis. Dennoch mißtraute ihm der Russe, wies ihm ein Zimmer an und gab ihm einen Mann zur Bewachung mit.

Qualvolle Stunden des Bangens brachte Otto zu. Während die listigen Augen seines Wächters scheinbare Unbefangenheit von ihm erzwangen, zermarterte er sein Hirn um die Erleuchtung einer rettenden Tat für

den Fall, daß die Tasche von den Feinden gefunden werden sollte. Die nutzlose Opferung seines elenden, unfruchtbaren Lebens, das war alles, was das Schicksal ihm noch zu gönnen schien!

Am Spätnachmittag wurde Otto ins Erdgeschoß hinunter und in den Speisesaal geführt. Er sah sich einer Anzahl höherer russischer Offiziere gegenüber. Ein General sprach ihn in korrektem Deutsch an.

„Sie machen uns viel Mühe, Herr Baron. Ihre sechzig Zimmer zu durchsuchen, ist keine Kleinigkeit. Wollen Sie uns nicht lieber sagen, wo die Tasche geblieben ist?"

„Ich weiß von keiner Tasche, Exzellenz —"

„So —. Nun, dann bitte ich, seien Sie unser Gast."

Die Ordonnanzen standen mit dampfenden Schüsseln bereit. Die lange Tafel war festlich gedeckt. Alle setzten sich. Otto mußte dem Kommandierenden gegenüber Platz nehmen. Er sah, daß zwei Stühle leer blieben. Die unterstrichene Höflichkeit, mit der die Russen ihn behandelten, lächelten, ihm zutranken, peinigte ihn. Er fühlte es, daß sich eine Katastrophe vorbereitete. Jeden Augenblick fürchtete er, die beiden noch fehlenden Offiziere mit den ihm anvertrauten Dokumenten eintreten zu sehen. Das bleiche Gesicht des sterbenden Reiters starrte von seinem Teller zu ihm auf, und er las die beschwörende Mahnung von seinen Lippen: „Um keinen Preis —!" Das Mahl schien kein Ende nehmen zu wollen. Schwere Getränke hatten die Köpfe der Tafelnden längst erhitzt. Sie unterhielten

sich laut und lebhaft in ihrer Muttersprache. Otto wurde kaum noch beachtet.

Plötzlich wurde die Tür aufgerissen. Ein jubelnder Ruf gellte in den Saal. Alle sprangen auf. Geschirr klirrte, Stühle fielen um. Über die Köpfe der Lärmenden, wild sich Drängenden schwang eine Hand die Tasche des Ulanen. Dann lag sie vor dem General auf dem Tisch. Der legte die Faust darauf, streckte den Hals vor und lächelte ironisch zu Otto hinüber: „Also doch, Herr Baron? Ich danke Ihnen, — Sie können gehen —"

Otto wankte aus dem Saal. Er hörte sein Blut rauschen. Fahlgoldene Kugeln tanzten in einem roten Nebel vor seinen Augen. Da drinnen war es still. Alle geheimsten Pläne der obersten Kriegsleitung enthüllten sich vielleicht in diesen entscheidungsvollen Minuten dem Feinde. Gigantisch türmten sich die Möglichkeiten entsetzlicher Folgen. Wenn dieser Augenblick das Schicksal des Vaterlandes entschied —?! — Es durfte nicht sein! Es durfte nicht — um keinen Preis! Und plötzlich, wie ein gespenstisch aus dem Boden aufwachsender Felsen, ragte ein furchtbarer Entschluß in die Verwirrung der Sinne.

Unterhalb des Speisesaales lagen die Kellerräume mit den Maschinen und Batterien für die elektrische Licht- und Kraftanlage. Dort lagerten nebenan die großen Benzinbehälter zur Speisung des Motors — —

Otto wußte, daß ihm keine andere Wahl mehr blieb. Da überkam ihn ein weihevolles Glücksgefühl. Ohne Reue und Ekel konnte er sich seines Lebens er-

innern. Es war ihm nichts mehr, als der vom Schicksal vorgezeichnete Weg, der ihn zu seiner das Vaterland errettenden Tat hinführte.

Er schlich lautlos die Kellertreppe hinab und durch die ihm wohlbekannten Gänge. Er stand an den Benzinfässern und nahm mit dem Schraubschlüssel die kantigen Verschlußbolzen ab. In eins der Fässer senkte er einen Heber und ließ den Inhalt auf den Boden ausfließen. Er wartete ab, bis die schwälenden Dämpfe ihn fast erstickten. Dann zog er ein kleines, goldenes Büchschen mit Wachszündhölzern aus der Westentasche. Er sah noch das Funkeln seines Brillantringes, als er die braune Kuppe an die Reibefläche ansetzte, und lächelte wie ein Kind und wie ein Held — —

In Trümmern lag der ehrwürdige Mittelbau des schönen preußischen Herrensitzes. Die deutschen Truppen drängten daran vorbei dem weichenden Russenheere nach.

„Weiß man immer noch nicht, wer es fertiggebracht hat, einen ganzen Armeestab hier einzubuddeln?"

„Vielleicht ein Zeppelin —"

Die beiden Ulanenoffiziere wenden sich im Sattel nach der rauchgeschwärzten Ruine zurück und reiten lachend weiter.

Der barmherzige Landwehrmann.

Der Landwehrmann Otto Lehning gehörte zu den Feldgrauen, die in den allerersten Tagen der Mobilisierung nach Aachen hinauf fuhren. Auf dieser vierzigstündigen Reise machte er sich keine Freunde unter den Kameraden. Einsilbig, meist mit geschlossenen Augen, hockte er in seiner Ecke. An den begeisterten Vaterlandsgesängen und munteren Soldatenliedern, die aus immer rauheren Kehlen schallten, beteiligte er sich nicht. Sein hageres Gesicht blieb gleichmäßig ernst. Zwei und drei steckten die Köpfe zusammen. So ein Halbseidener wahrscheinlich, dem es gegen den Strich ging, seine Pflicht gegen Kaiser und Reich erfüllen zu müssen. Ein verstockter Revolutionär vielleicht oder am Ende gar ein Anarchist! Ach was! mischte sich ein flaumbärtiger Rühmling ein, — ein feiges Luder ist es, dem sein bißchen Leben mehr wert ist, als das ganze Vaterland!

Er zwinkerte den anderen verschmitzt zu, schlänkerte durch den Wagen und quetschte sich zwischen Otto Lehning und den Nebensitzenden auf die Bank. Ein lautes Räuspern kündigte den Kameraden sein scherzhaftes Unternehmen an, und aller Augen wendeten sich in lustiger Erwartung der Ecke zu. Der Landwehrmann saß mit über der Brust gekreuzten Armen still da. Er schien zu schlafen. Sein Widersacher be-

gann sein Spiel mit lauten anzüglichen Bemerkungen über die sauertöpfigen Gesellen, die kein Herz für die große Zeit hätten; über die Mucker und Stubenhocker, denen die Welt gleich vor den Fenstern ihrer Wohnstube mit Brettern vernagelt wäre. „Es hat sone Kerle," sagte er, „die könn' nich drüber weg kommen, daß sie Muttern nich mitnehmen dürfen ins Feld. Fehlt nich viel, — wenn die ersten Kugeln pfeifen, fangen sie an zu flennen und stecken sich die Finger in die Ohren!"

Das zustimmende Gelächter der Kameraden und die Schweigsamkeit seines Opfers machten den Spötter immer kecker. Als er seinen Witz erschöpft hatte, fing er mit gewaltsam hochgeschraubter Stimme an, „Deutschland, Deutschland über alles" zu singen, beugte sich blitzschnell dicht an das Ohr Lehnings und brüllte den Refrain hinein.

Im nächsten Augenblick lag er zwischen den Bänken auf dem Boden. Der Landwehrmann rieb seine Fäuste auf den Knien und schickte einen Blick umher, der jedem Zudringlichen ein gleiches Schicksal weissagte. Dann rückte er sich in seinem Winkel wieder zurecht und schloß abermals die Augen.

Jetzt kümmerte sich auf der Fahrt keiner mehr um ihn. Daß er nicht feige war und Mark in den Knochen hatte, wußten sie ja nun. Aber das gerade schien die Meinung derer zu bestätigen, die seiner politischen Gesinnung mißtrauten. Wenn so ein Eisenkerl nicht bibberte vor Kampfbegeisterung, dann mußte das ja einen Haken haben. Ein unsicherer Kantonist also, den

sie fest im Auge behalten wollten, wenn's an den Feind ging.

Finster und versonnen marschierte Lehning in Belgien ein. Dennoch zeigte es sich, daß er in Haltung und Pflichterfüllung ein musterhafter Soldat war. Freilich ganz ohne den freudig draufgängerischen Geist, der das unbezwingliche Rüstzeug des deutschen Heeres ist.

Aber eines Tages wurde er trotzdem ein Held und der Stolz seiner Kompagnie. Das geschah auf dem Marktplatz eines kleinen belgischen Städtchens, als die hundert Mann Vorhut ihre Gewehre in Pyramiden gesetzt hatten und marschmüde auf dem Pflaster umherlagen. Der Flaumbart war an eine alte Frau, die an der Tür eines Hauses stand, herangetreten und hatte ihr seinen Wunsch nach einem Wassertrunk begreiflich gemacht. Sie verschwand, kam gleich darauf mit einem Krug zurück, den sie ihm reichte. Während der junge Mensch gierig trank, sah Lehning, der ein wenig abseits lagerte, ein Mädchen von kaum vierzehn Jahren hinter der Alten sich vordrängen. Ein Schuß krachte und der Trinkende fiel mit einem Schrei hintenüber aufs Pflaster. Die Deutschen sprangen auf ihre Beine. Doch ehe sie ihre Gewehre fassen konnten, begann aus Fenstern und Dachluken der umliegenden Häuser ein mörderisches Geknalle. Während die Soldaten sich gruppenweise unter dem Kommando ihrer Führer sammelten, stand Lehning mit verquollenen Augen, am ganzen Leibe zitternd hochaufgerichtet da. Aber nicht das Zittern der Furcht, das Beben einer rasenden Wut schüttelte seinen Körper. Oben an der

Mündung packte er sein Gewehr und sprang mit einem gewaltigen Satz über die Leiche des jungen Kameraden weg den flüchtenden Weibern in den Torweg nach.

In keinem der Häuser, die nach und nach gestürmt wurden, wurde so fürchterliches Gericht gehalten, wie in diesem. Was darin gelebt hatte, lag mit zerschmettertem Schädel auf dem Boden. Nachdrängende Kameraden fanden hier nichts mehr zu tun. Als sie in die letzte Dachkammer hineinstürmten, sahen sie Lehning vor einem Haufen Gefällter aufatmend den Schweiß aus seinem Helm wischen.

Von da an war es freundlicher bestellt um die Meinung der Kompagnie. Die finstere Abgekehrtheit des stillen Mannes weckte nicht länger Verdacht. Mit einer Art scheuen Mitleids wurde er angesehen, und manch einen beschäftigte es, wie er ihm helfen könnte, sein Herzensleid zu tragen.

Auch die Aufmerksamkeit seiner Offiziere erregte Lehning durch seinen wilden Mut in den nun folgenden schweren Kämpfen; auch sie beschäftigte der rätselhafte Gegensatz zwischen seinem fast apathischen Verhalten auf dem Marsch und im Quartier und der rasenden Wut, die ihn vor dem Feinde ergriff. Als ihm sein Hauptmann kurz vor dem Überschreiten der französischen Grenze das Eiserne Kreuz an die Brust heftete, befahl er ihn zum Abend zu sich. Er setzte ihm ein Glas Wein vor, beschenkte ihn mit Zigarren und erkundigte sich wohlwollend nach seinen persönlichen Verhältnissen.

„Sie sind verheiratet, Lehning?"

„Zu Befehl — seit drei Jahren."

„Wie alt sind Sie?"

„Dreiundvierzig."

„So? — Da haben Sie sich ja spät entschlossen."

Der Landwehrmann sah seinen Vorgesetzten mit traurigen Augen an und schüttelte wehmütig den Kopf.

„Entschlossen hab' ich mich früh genug," sagte er, „aber fünfzehn Jahre haben wir warten müssen, ehe das Glück kam."

Der Hauptmann klopfte ihm auf die Schulter: „Na — es kam aber!"

„Ja — ich hab' mir's gezwungen," antwortete Lehning mit hartem Trotz, — „ich hab' nicht nachgelassen, — gearbeitet hab' ich wie ein Vieh. Jetzt hab' ich mein kleines Anwesen, — und es war auf dem Wege immer größer und besser zu werden, — vor einem halben Jahr hab' ich mir noch eine Schänkwirtschaft und einen Kramladen zugelegt —"

„Sehen Sie mal an!" sagte der Offizier, „Sie sind ja ein fleißiger, unternehmender Mann!"

Lehning seufzte tief auf: „Da kommt dieser Krieg —!" Und jetzt vergaß er, wer ihm gegenüber stand. Roter Zorn flammte aus seinen Augen.

„Diese Bestien da drüben!" schrie er, „diese elenden Bestien schlagen mir mein bißchen Glück zusammen und stecken mir mein Haus über dem Kopf an! Von meiner Frau, von meinem Kind, von meinem Gut reißen sie mich los, — was ich mir in meinem Leben aufgebaut habe mit Schweiß und Herzblut, — was

mein ist, was meine Welt ist, das schmeißen sie mir zusammen wie einen Schutthaufen!"

Seine Stimme brach, und der starke Mann schluchzte wie ein kleiner Junge.

„Ihre Frau wird das Ihrige schon zusammenhalten," begütigte der Hauptmann.

„Meine Frau ist schwach und kränklich," hielt Lehning ihm entgegen, — „und ich fühl's: wenn der Krieg zu Ende ist, ist bei mir zu Hause auch alles am Ende. Aber rächen will ich mich an dem Räuberpack — und billig sollen sie mein Leben auch nicht haben. Wenn ich zugrunde gehen soll mit den Meinigen, erst will ich hier ein paar Schock Lichter ausblasen!" Der Offizier sah ihn prüfend an.

„Deshalb geben Sie keinen Pardon —?"

„Ich geb' keinen Pardon!" sagte der Landwehrmann heftig.

„Darüber wollte ich mit Ihnen reden, Lehning, — man sagt mir, daß Sie im Handgemenge den Feind auch dann nicht schonen, wenn er die Waffen fortwerfen und sich ergeben will. Auch der aufständischen Bevölkerung gegenüber sollen Sie kaum einen Unterschied machen zwischen Schuldigen und Unschuldigen."

In dem harten Gesicht des Mannes zuckte es.

„Alle sind Räuber, Herr Hauptmann!"

„Ja, ja — die Erbitterung ist begreiflich," sagte der Offizier, „aber Gerechtigkeit und Menschlichkeit gehören auch zu den Tugenden des deutschen Soldaten. Man muß nicht vergessen, daß die Feinde, die uns

gegenüberstehen — im ehrlichen Kampf natürlich — einfach ihre Pflicht tun, wie wir. Sie gehorchen den Befehlen ihrer Regierung und wären schlechte Kerle, wenn sie es nicht täten. Die Strippenzieher, die diesen Raubkrieg angezettelt haben, verdienen unsern ganzen Haß, — an die Laternen müßte man sie hängen. Ihre Soldaten aber sind arme Teufel; Hunderttausende von Familienvätern unter ihnen, die um Weib und Kind bangen, wie Sie, Lehning. Daran denken Sie, wenn wieder einer die Hände hochhebt. Dann werden Sie Ihr Eisernes Kreuz mit noch mehr Stolz tragen können, als jetzt."

Der Landwehrmann wußte nicht, wie er sich zu seiner Kompagnie zurückgefunden hatte. Wie mit geschlossenen Augen war er durch das weitläufige Dorf gegangen. Sein Gewissen war aufgerüttelt. Sein schlichter Verstand knüpfte Verbindungen zwischen der Vorhaltung, die ihm sein Hauptmann gemacht hatte, und dem Kummer, der ihn am tiefsten quälte. Seit vier Tagen wußte er sein einziges Kind, seinen lieben Jungen daheim schwer erkrankt. Immer mußte er seitdem daran denken, daß er den Kleinen nicht mehr wiedersehen würde und so rein gar nichts zu seiner Rettung versuchen könnte. Wollte ihn Gott am Ende mit dem Tode des Kindes strafen für die unnötig geopferten Leben der Feinde? Je länger er darüber nachgrübelte, desto fester glaubte er an diese Beziehungen von Schuld und Sühne; desto klarer wurde es ihm, daß durch den Mund seines Hauptmanns Gott ihm ein Mittel hatte angeben wollen, seine Barm-

herzigkeit zu erlisten und das Leben des Kindes seiner Gnade abzuringen.

In den Kämpfen der nächsten Tage begab sich das Wunderbare, daß Otto Lehning Gefangene machte und fast zärtlich um sie besorgt war, bis sie auf die Etappe abgeschoben wurden. Lag er im Quartier in einem der normannischen Dörfer, die von den französischen Truppen selbst ausgeplündert worden waren, dann teilte er seine Rationen mit den halbverhungerten Frauen, bettelte für sie bei den Kameraden, lockte die scheuen Kinder an sich und stopfte ihnen die begehrlichen Mäuler mit Liebesgabenschokolade. Ordentlich verklärt schauten dann seine blauen Augen aus dem wetterharten, wildbärtigen Gesicht. Es war ihm wirklich zum Jauchzen ums Herz bei dem Gedanken, daß er aus allen diesen dankbaren Seelen der Feinde unbewußte Fürbitter machte für seinen kleinen kranken Jungen, und daß er ihm auf diese Weise nun immer ganz, ganz nahe wäre mit seiner Vaterliebe.

Und eines Tages brachte die Feldpost einen Brief aus der Heimat. Die Kameraden dachten nicht anders, als Otto Lehning hätte den Verstand verloren, so übermütig schwenkte er das Papier durch die Luft, lachte und weinte in einem Atem. Er hatte dem Herrgott sein Kind abgeschmeichelt mit der eigenen Barmherzigkeit.

An demselben Abend sollte es endlich einmal gegen die Engländer gehen. Da wußte Lehning nicht, ob es Sünde war, daß ihm die wilde Wut wieder gar so mächtig ans Herz pochte.

Er suchte in die Nähe seines Hauptmanns zu kommen.

„Na, Lehning, was gibt's denn?"

„Ich wollte nur fragen, Herr Hauptmann, — die Engländer — das sind doch gar keine richtigen Soldaten —?"

Der Offizier lachte grimmig auf.

„Nein, Mann! Die Kerle sind elende Söldner!"

Ehe es zum Kampf kam, spuckte der Landwehrmann tüchtig in seine schwieligen Hände.

Die falsche Hortense.

Mit zehn Ulanen ritten sie südwärts, um im Schloß des Herrn von St. Armand für den Generalstab Quartier zu machen. Seit zwei Tagen hatten die Truppen in der Kampffront langsam, aber stetig Boden gewonnen. Auf allen Straßen rückten Verstärkungen heran, die demnächst zu einem gewaltigen Vorstoß eingesetzt werden sollten. Da man mit Sicherheit auf den Erfolg der Operationen rechnete, bereitete man sich auf die Notwendigkeit vor, das Armeekommando näher an die künftige Schlachtlinie heranzubringen.

„Sie halten aber eine lange Morgenandacht, Professor," sagte der Oberleutnant von Feldern zu dem Offizier, der seit einer Stunde schweigend neben ihm ritt; „oder trauern Sie darüber, daß Sie um die schönen Osterferien in Jena geprellt sind?"

Der Angeredete lächelte und machte eine abwehrende Bewegung mit der rechten Hand. „Ich dachte an einen kleinen Roman, den ich in St. Armand erlebt habe," erklärte er.

„Sie kennen das Nest?" fragte Feldern.

„Vor allem das Schloß. Ich war fast ein Jahr dort — als Hauslehrer."

„Sie als Hauslehrer? — das ist wieder einer Ihrer Witze, Professor!"

„Nein, nein," versicherte der andere, — „damals war ich noch ein armer Teufel. Die eigensinnige Vorsicht meines Erbonkels ließ mich nicht einmal ahnen, daß ich eines Tages ein freier Mann sein würde. Um meine Universitätsstudien beendigen zu können, mußte ich mich nach einem Erwerb umtun. Herr St. Armand suchte einen deutschen Erzieher für seinen Sohn, und ich bot mich an."

„Ah — das ist wirklich spaßig!" lachte der Oberleutnant. „Jetzt kommen Sie zurück als Sieger und Herr!"

„Über diese Schicksalslaune grübelte ich eben," sagte der Professor. „Die Geschichte ist um so merkwürdiger oder, wenn Sie wollen, pikanter, weil man mich aus diesem gastlichen Haus sozusagen im hohen Bogen an die Luft gesetzt hat."

Feldern lachte laut auf.

„Das ist zum Wälzen, Professor! Was hatten Sie denn verbrochen?"

„Das ist eben mein kleiner Roman —"

„Läßt er sich nicht erzählen?" fragte der Oberleutnant.

Sein Begleiter überlegte einen Augenblick ernsthaft. Dann nahm sein Gesicht wieder den fröhlichen Ausdruck an, der den Leutnant der Reserve und außerordentlichen Professor an der Universität Jena Eduard Kernig seinen Regimentskameraden so angenehm machte.

„Eigentlich," sagte er, „der Verlauf war ja nicht derart, daß er mich zu Dankbarkeit und Verschwiegen-

heit verpflichten müßte. Bei einseitigem Liebesleid ist das wohl meistens ausgeschlossen."

„Man sagt so!" lachte Feldern.

„Herr von St. Armand," erzählte Kernig, „hatte offenbar keine Ahnung von dem Gemüt zwanzigjähriger deutscher Jünglinge, sonst würde er seine Tochter verschickt haben, ehe er mich kommen ließ."

„Aha —!" machte der Oberleutnant verständnisvoll.

„Jetzt erwarten Sie natürlich eine Beschreibung," neckte ihn der Professor; „lesen Sie im Oberon meines Kollegen Wieland die Schilderung der Rhezia nach. Ich war von der ersten Minute an unglaublich verliebt in Hortense. Beständig war ich damit beschäftigt, alle kümmerlichen Reste der Vernunft in meinen Schädel zusammenzukratzen, um die Revolution in meinem Herzen vor den Hausgenossen zu verbergen. Vor allem natürlich auch vor Hortense, obgleich sie ein wildes und kokettes Mädel war und es darauf anzulegen schien, mich vollständig verrückt zu machen. Ich traute ihr nie recht — oder besser: ich traute meinem Glück nicht. Aber nach elfmonatiger Hetzjagd blies die Liebe meinem Verstand doch endlich Halali! Ich verbrach in meinem schönsten Französisch fünf feurige Strophen von einem Überschwang, daß Viktor Hugo die Gelbsucht bekommen hätte, wenn er nicht schon durch sein Ehrengrab am Lesen verhindert worden wäre. Dieses Gedicht steckte ich Hortense zu. Eine halbe Stunde später sah ich es wieder — in den Händen des Herrn von St. Armand. Er fuchtelte damit in der Luft herum und sagte mir viele schmeichelhafte

Worte, — allerdings leider in einem so eiligen Tempo, daß mir manches entgangen ist. Vor dem Schloß wartete schon der Wagen, der mich auf einem merkwürdig kurzen Weg zur Bahn brachte."

„Ein kleines Luderchen also, die hübsche Hortense," sagte Feldern belustigt.

Der Professor schüttelte mißbilligend den Kopf und verteidigte die kleine Französin: „Wenn man eine Frau nur eine Stunde lang ernstlich geliebt hat, hört man niemals auf, eine anbetungswürdige Madonna in ihr zu sehen. Überdies: das Fräulein von St. Armand hatte ganz recht. Der bettelarme Hauslehrer hatte für seine Anmaßung eine tüchtige Lektion verdient."

„Professor, Professor!" drohte der Oberleutnant scherzhaft; „mir scheint, Sie sind ganz in der Stimmung, in Feindesland auf eine Eroberung auszugehen, die nicht im Plan der Obersten Heeresleitung liegt."

„Ich bitte Sie!" wehrte sich Kernig, „das ist acht Jahre her. Der bunte Vogel sitzt längst in irgendeinem Ehekäfig. Wir werden das Schloß leer finden."

„Hoffentlich!" lachte Feldern. „Sie werden schon mit den Erinnerungen an die holde Hortense manchen Strauß zu bestehen haben. Ich bin jedenfalls entschlossen, mir mein Schlafzimmer so abseits wie möglich von dem Ihrigen zu suchen. Ich möchte mir das martialische Bild des Kriegers nicht durch nächtliche Seufzerarien entstellen lassen."

„Diese Vorsicht wird sich Ihnen unter allen Umständen lohnen," sagte der Professor; „ich schnarche nämlich."

Sie ritten in diesem Augenblick über die Grenze des Gutsbezirkes. Kernig kannte hier noch jede Bodenwelle, jeden Baum. Er erinnerte sich eines schmalen Weges, der rechts von der Landstraße an einem Bauernhof vorbei abzweigte.

„Da hinein," sagte er, „wir ersparen zehn Minuten."

Die verstreuten Gehöfte, an denen sie vorbeikamen, lagen stumm wie Grabhügel da. Das Land schien ausgestorben zu sein. Ein verwilderter Kater sprang aus einer Baumkrone über ihre Köpfe weg zur Erde und flüchtete dem Walde zu. Einige hundert Meter weiter begann die Parkmauer. Die hohen Wipfel, die darüber hinausstarrten, trugen zum Teil schon den zarten Schleier des jungen Grüns.

Der Weg führte eine lange Strecke zwischen dieser eintönigen Ziegelwand und sumpfigen Wiesen hin. Dann war die Mauer von einem Eisengitter unterbrochen, unter dem ein wasserreicher Bach mit starkem Gefälle brausend herausschäumte. Kernig hielt auf dem Bohlenbelang, der das Bachbett überbrückte, und machte seinen Kameraden auf das schöne Gelände im Hintergrund des Parkausschnittes aufmerksam.

„Das ist das Schloß —".

„Und Circes Zaubergarten," spottete Feldern; „so etwas von Verschlafenheit in der Natur ist mir noch gar nicht vorgekommen! Die graue Luft dazu, — der ganze Komplex sieht wie verhext aus."

Kernig beugte sich im Sattel vor, spähte und verkündete dann mit einer Hast, die seine freudige Überraschung verriet: „Dort geht ein Mann! Seiner Hal-

tung nach ist es Charles, der alte Kammerdiener, — dann ist Herr von St. Armand auch zu Hause —, von Charles trennt er sich nicht."

„Wie die Aussicht, Herrn von St. Armand wiederzusehen, Sie glücklich macht, Professor —! Man sollte es nicht glauben!" scherzte der Oberleutnant.

Eine Viertelstunde später ritten die beiden Offiziere mit ihren zehn Ulanen durch den großen Torbogen auf den Schloßhof. Niemand empfing sie. Auch an den Fenstern war niemand zu sehen.

„Die alte Geschichte!" sagte Feldern, — „die Teufel kommen, — rette sich, wer kann!"

Die Herren waren abgesessen. Kernig erklärte dem Wachtmeister den Weg nach den Ställen. Dann ging er mit dem Oberleutnant auf das Haus zu. Aus dem Portal trat Hortense. Mit einem liebenswürdigen Lächeln begrüßte sie die beiden Deutschen wie hochwillkommene Gäste. Als sie Feldern die Hand hinstreckte, gestand er sich, daß dieses schöne Geschöpf sicher sein konnte, sich auch ohne so viel Freundlichkeit die Herzen zu erobern. Kernig hielt ihre kleine Hand etwas länger fest, als es nötig war.

„Wir kennen uns bereits, Fräulein von St. Armand," sagte er. Hortense stutzte. Ein merkwürdig scharfes Leuchten blitzte in ihren dunkeln Augen auf, und es war, als ob die Hast des Nachdenkens ihre elfenbeinglatte Stirn in unsichtbare Falten legte.

„Eduard Kernig —".

Aber auch der Name frischte ihre Erinnerung noch nicht auf. Der Professor mußte noch hinzufügen:

„der Lehrer Ihres Bruders, Fräulein von St. Armand —."

Das klang schon ein wenig bitter. Armer Kerl, dachte Feldern; es war ihm, als strafften sich im Moment des Erkennens die weichen Züge der schönen Hortense zu einer zornigen Abwehr. So überzeugend war diese Wahrnehmung, daß ihn die plötzliche Veränderung ihres Wesens ganz bestürzt machte, als sie nun ihrer Freude, ja fast einem Entzücken über dieses Wiedersehen Ausdruck gab. Ihr heftiges Erröten, die scheu verschleierte Glut ihrer Blicke, das verlorene Lächeln um den reizenden Mund und der sanft bebende Klang der Stimme, das alles vereinigte sich zu einer Offenbarung, die dem späten Geständnis einer tiefen Liebe recht nahe kam.

Natürlich, überlegte Feldern, während er die freudige Lebhaftigkeit Kernigs in dem Gespräch mit Hortense beobachtete, — der Nächstbeteiligte sieht nichts als die Erfüllung seiner Hoffnungen. Aber schon war er selbst von dem Zauber der jungen Französin so umgarnt, daß er sich einen Narren schalt und den Kameraden um diese glückliche Wendung seines Romans beneidete.

„Mein Vater ist leider krank," sagte Hortense, eine Frage Felderns beantwortend; „er bedauert es sehr, seine Gäste nicht begrüßen zu können. Papas Krankheit ist die Veranlassung, daß wir hier geblieben sind, sonst" — sie lächelte schelmisch — „hätten wir natürlich auch die Flucht ergriffen vor den fürchterlichen Barbaren."

Ferner rollte jetzt der Donner der Geschütze.

„Das ist seit Wochen unsere tägliche Musik," sagte Hortense. „Kommen Sie, hinter den dicken Mauern von St. Armand kann man sich einbilden, im Frieden zu leben."

Sie führte die beiden Offiziere in das Haus. In der Halle wartete Charles mit zwei schmächtigen Knaben, die man in Livree gesteckt hatte.

„Alle unsere Diener hat die Republik in diesen aussichtslosen Kampf getrieben," erklärte Hortense; „die Monarchie wird ihm ein Ende machen, — dann werden sich Frankreich und Deutschland für immer die Hände reichen."

Sie beauftragte Charles, den Gästen Zimmer anzuweisen, und bat die Herren ihm zu folgen. Als Feldern und Kernig aber den ersten Absatz der Treppe erreichten, hatte sie sich anders besonnen. Der Professor hörte hinter sich ihr Kleid rauschen. Dann war sie an seiner Seite. Heimlich verloren sich ihre Finger in seiner Hand.

„Ich will selbst für Sie sorgen," flüsterte sie ihm zu.

Begreifst du denn das alles? fragte sich Kernig, als er die erste Umschau in den beiden mit feinem Geschmack möblierten Zimmern hielt, die Hortense für ihn ausgesucht hatte. Sein Blick ruhte immer wieder auf der Tür, in deren Rahmen sie stehen geblieben war, um dem geschäftigen Diener noch einige Befehle zu geben. Immer noch hoffte er, sie da wieder hinzaubern zu können, sie in die Verschwiegenheit dieser vier Wände hereinzwingen zu können, um sie gleich in dieser Stunde zu fragen: ist es denn wahr? habe ich

mich so in dir getäuscht? ist es eine Liebe, die alle diese Jahre überdauert hat, oder eine, die heute wie Dornröschen aus dem Schlaf erwacht ist?

Aber — wie ist es denn mit mir? klügelte er dann. Bis zum Wiedersehen mit Hortense war dieses weiland Liebesleid doch wahrhaftig nicht mehr in meiner Erinnerung, als eine Jugendeselei! Na ja, — eine gewisse Spannung, als ich wußte: es geht hierher, — der Wunsch, das Mädel wiederzusehen, das mir ein Jahr lang solche Unruhe bereitet hat, — aber weiter nichts, — weiter nichts! — Und jetzt dieser Rausch, — dieser ganz unprofessorenmäßige Glückstaumel?!

Der Professor sah es als einen glänzenden Triumph seines militärischen Pflichtgefühles an, daß er sich trotzdem der Mannschaft erinnerte. Er ging, um nachzusehen, wie die Ulanen untergebracht worden wären und ob es ihnen und den Gäulen an nichts fehlte. Von dieser Inspizierung sehr befriedigt, kam er nach einer halben Stunde in seine Behausung zurück. Es war also nicht bloß eine Redensart gewesen, daß Hortense von einer künftigen Freundschaft zwischen Deutschland und Frankreich gesprochen hatte; sie betätigte schon jetzt mitten im Kriege ihre wohlwollende Gesinnung für die Söhne des Nachbarreiches. Die braven Soldaten wohnten wie Prinzen in einem Seitenflügel des Schlosses. Eine überreich besetzte Tafel war schon für sie gedeckt worden, vor jeden Teller hatte die liebenswürdige Wirtin eine Flasche viel zu edeln Rotweins hinstellen lassen. Freundlicher konnte Hortense ihren politischen Ansichten nicht Ausdruck geben. Oder waren

diese Anordnungen nur die echt weiblichen Ausstrahlungen dessen, was ihr Herz für den einen bewegte?

Als Kernig sein Wohnzimmer betrat, erhob sich Feldern von dem Schreibtischsessel. Er hatte ein Blatt Papier in der Hand, das er dem Kameraden hinreichte.

„Lesen Sie das einmal, Professor, — ich habe das bei mir drüben in einer Schublade des Sekretärs gefunden —."

Mit gedämpfter Stimme hatte er das gesagt und blickte gespannt zu, als Kernig das Blatt entfaltete.

Es war eine Traueranzeige mit sehr breitem schwartem Rand. Sie trug das Datum: 2. Mai 1913. Victor von St. Armand und Hortense von Leronsville, geborene von St. Armand machten den Tod ihres Vaters Louis Napoléon von St. Armand bekannt.

Der Professor las, richtete dann ganz verstört fragende Blicke auf den Oberleutnant, als könnte nur er ihm eine Aufklärung geben, und buchstabierte, den Zeilen mit dem Finger folgend, den Druck nochmals durch. Dann sagte er ganz benommen: „Ja — aber Hortense hat uns doch erzählt, daß ihr Vater hier im Schloß krank läge — —?"

„Betrifft diese Todesanzeige ihren Vater?" drängte der Oberleutnant.

„Zweifellos — —."

„Dann hat uns Hortense belogen."

Kernig war blaß geworden. Seine durchsichtigen Gelehrtenaugen starrten hilflos.

„Ich bitte Sie doch, — zu welchem Zweck denn?!“ fragte er.

„Das weiß ich natürlich ebensowenig, wie Sie,“ antwortete Feldern. „Ich stelle nur fest, daß wir die liebenswürdige Dame auf einer Unwahrheit ertappt haben und zwar auf einer Unwahrheit, die einem Menschen mit einiger Pietät nicht leicht über die Lippen gehen würde, — es sei denn, daß er Zwecke damit verfolgt, die ihm wichtiger sind, als seine persönlichen Gefühle.“

„Sie glauben doch nicht — —!“ wollte Kernig aufbegehren.

Der Oberleutnant legte den Finger auf die Lippen, um zur Vorsicht zu mahnen.

„Wir beide wissen, daß es auch für uns solche Zwecke zu verfolgen gilt,“ sagte er.

Kernig zuckte zusammen. Dieser in der Form so rücksichtsvolle Hinweis auf die Heiligkeit des Dienstes hatte wie ein kalter Guß gewirkt.

„Ich hoffe noch auf eine befriedigende Aufklärung, aber ich weiß, was ich zu tun habe.“

Mit festem Griff drückte er die Hand des Kameraden. Laute Gongschläge riefen zu Tisch.

Hortense erwartete ihre Gäste schon im Speisesaal. Das maisfarbene Kleid, das sie trug, hob die Reize ihrer eigenartigen Schönheit noch mehr hervor.

Dem Oberleutnant fiel es sofort auf, daß die großen Brillantohrgehänge, die sie am Vormittag noch geschmückt hatten, fehlten. Jetzt wußte er, daß diese Kostbarkeit ihrer Erscheinung den einzigen frauenhaften

Zug gegeben hatte. Sie wollte also das Spiel der Täuschungen fortsetzen.

„Wie befindet sich Ihr Herr Vater, Fräulein von St. Armand?“ fragte Feldern.

Sie erzählte ausführlich von den schweren Fiebererscheinungen, die ihn heimsuchten, und von der unmittelbaren Lebensgefahr, die jede noch so kleine Aufregung nach der Meinung des Arztes zur Folge haben könnte. Dann plauderte sie zu Kernig von der schönen Sorglosigkeit der längst vergangenen Tage.

„Und jetzt —?!“ sagte sie seufzend; „seit acht Monaten dieses unselige Ringen! Wenn nur alle Franzosen den Patriotismus so verstehen wollten, daß der Triumph Ihrer Waffen, meine Herren, über alle Ihre Feinde Frankreichs Glück wäre!“

Kernig überließ es dem Kameraden, das politische Gespräch, an dem Hortense jetzt mit zäher Geschicklichkeit festhielt, weiter zu spinnen. Mit geschärften Sinnen spähte und horchte er in sie hinein. Aber kein Blick, kein Klang gab ihm auch nur die geringste Bestätigung für den Verdacht, daß ihrer einen Lüge etwa ein System der Unaufrichtigkeit zugrunde liegen könnte. Er fühlte den Druck auf seinem Herzen leichter und leichter werden. Immer williger öffnete sich sein Gefühl wieder dem Zauber, der von Hortense ausging, dem Zauber, dessen stärksten Strom, wie er wohl merkte, ihr Wille auf ihn zulenkte. Es beunruhigte ihn auch nicht mehr, daß sie mit keinem Wort ihres Mannes Erwähnung tat. Hieße das nicht, ein Gespenst zitieren, um damit das Lächeln einer ersehnten Stunde selbst zu verscheuchen?

Als sich Feldern nach Tisch im Rauchzimmer eine Zigarre anzündete, steckte Hortense dem Professor verstohlen ein Zettelchen zu. Ihr Blick senkte sich dabei so glühendheiß in den seinigen, daß er sich ein Glück nahe wußte, das ihn völlig verwirrte. Er schob das Stückchen Papier in seinen Waffenrock. Die Verheißung, die es enthalten mußte, brannte wie Feuer auf seiner Haut. Als Feldern über die Schulter weg, aus dem Augenwinkel heraus, ihn ansah, stieg ihm das Blut in die Schläfen. Er wußte jetzt, daß der Kamerad den kurzen Vorgang bemerkt hatte, und er las in dem raschen Blick Felderns die ernste Mahnung: du hast kein Recht auf ein Geheimnis mit dieser Frau!

Es war so, — bei Gott! es war so. Wenn ich auch selbst hundertmal von ihrer Vertrauenswürdigkeit überzeugt bin, ein Grund sie zu verdächtigen liegt vor, — überlegte Kernig, — und das zwingt mich, entweder unehrenhaft an der Frau, die sich mir vertraut, oder leichtsinnig an meiner Pflicht zu handeln.

Noch war dieser Kampf in ihm nicht entschieden, als Feldern sich von Hortense verabschiedete und dadurch auch den Professor zum Verlassen des Zimmers zwang. Sie gingen schweigend nebeneinander her. Kernig ahmte fast automatisch die Schritte seines Begleiters nach. Seine Sinne waren so tot gegen die Eindrücke der Außenwelt, daß er sich einer Wanderung durch den Park gar nicht bewußt wurde.

Dann legte Feldern, der endlich seinen Entschluß gefaßt hatte, die Hand auf den Arm des Kameraden.

„Sie tun mir schrecklich leid, Professor," sagte er; „ich glaube, es wird am besten sein, wenn wir uns über eine Arbeitsteilung einigen. Sie widmen sich ausschließlich der Förderung Ihrer Herzensangelegenheit, ich kümmere mich um das übrige. Ich verspreche Ihnen, daß ich ohne die zwingendste Notwendigkeit Ihnen keinen Schmerz bereiten werde."

Jetzt aber war auch Kernig mit sich im reinen.

„Nein, Feldern," entgegnete er, „ich danke Ihnen für Ihren freundschaftlichen Vorschlag. Für mich handelt es sich indessen jetzt darum, das Fräulein von St. Armand —."

„Frau von Leronsville, —" verbesserte der Oberleutnant.

„Gut, also Frau von Leronsville von der Schmach eines Verdachtes zu reinigen, der mir immer ungeheuerlicher erscheint, je mehr ich darüber nachdenke. Ich bitte Sie also, mich an allen Maßnahmen teilnehmen zu lassen, die zur Entlarvung der jungen Dame führen sollen und gewiß, ich hoffe es, ihre volle Unschuld ergeben werden."

„Wenn Sie das vorziehen, bin ich natürlich auch damit einverstanden," sagte der Oberleutnant. „Wenn wir aber gemeinsam operieren sollen, dürfen auch Sie keine Geheimnisse vor mir haben."

„Hier — ich habe noch nicht gelesen —!"

Hastig riß der Professor den Zettel aus dem Waffenrock und reichte ihn dem andern. Der las, gab das Papier zurück und fragte mit einiger Ironie: „Finden Sie nicht, daß das ein bißchen rasch geht?"

Kernig starrte auf die mit Bleistift flüchtig hingekritzelte Zeile: „Heute nacht klopfe ich an Ihre Tür!"

Sein Herz arbeitete mit einer beklemmenden Schnelligkeit. Der Gedanke, daß die Leidenschaft ihm Hortense in die Arme trieb, dieses schöne Geschöpf, nach dem er vor Jahren so inbrünstig und so hoffnungslos begehrt hatte, rief mit Fanfaren seine Eitelkeit zur Abwehr der kühlen Überlegung.

„Ich sehe auch darin keinen Anlaß —" wollte er gereizt einwenden. Feldern fiel ihm ins Wort: „Nehmen wir doch einmal an, — das verpflichtet hier noch zu nichts, — nehmen wir an, die Herrin von St. Armand wäre eine wütende Patriotin und nur in der Absicht, ihrem Vaterlande zu dienen, hier zurückgeblieben. Daß sie selbst eine Erklärung für ihren Aufenthalt im Schlosse für durchaus notwendig hält, — Beweis: das Märchen von dem schwerkranken Vater. Nehmen wir an, die — wie Sie mir zugeben müssen — etwas aufdringlich zur Schau gestellte Deutschfreundlichkeit der Frau von Leronsville wäre eine plannäßige Maskerade zu dem Zweck, von einer vertrauensseligen Einquartierung für ihre Landsleute wichtige Nachrichten zu erschleichen. Es ist nur eine Hypothese, aber eine, die Sie durchaus nicht als unsinnig verwerfen können, wenn Sie Ihre persönlichen Empfindungen ausschalten. Nun weht der Zufall dieser Frau von Leronsville einen deutschen Offizier ins Haus, von dem sie weiß, daß er sie einmal glühend geliebt hat, — dem sie es überdies sofort anmerkt, daß er noch immer für die Reize ihrer kleinen Person höchst empfänglich ist.

Frauen sind immer fanatisch, wenn sie sich in Beschäftigungen einlassen, die ihrem Geschlecht nicht zukommen. Darum halte ich es nicht für unmöglich, daß die Tochter des Herrn von St. Armand auch mit Zärtlichkeiten für den Erfolg ihrer Spionage arbeitet."

„Dem habe ich nur entgegenzuhalten," sagte Kernig, „daß diese Bemühungen selbstverständlich nutzlos sein würden."

„Selbstverständlich!" wiederholte der Oberleutnant. „Aber ich möchte nicht die Verantwortung für die Einquartierung des Oberkommandos in diesem Hause übernehmen, solange ich über den Charakter der anwesenden Wirtin nicht vollkommen beruhigt sein kann."

Kernig ging mit gesenktem Kopf schweigend neben dem Kameraden her. Dann blieb er stehen, atmete tief auf, — mit einem Ruck strammte sich sein Körper.

„Ich schäme mich, Feldern," sagte er, „Sie haben recht: was man ist, muß man ganz sein, die Zwiespältigkeit des Sommerleutnants ist ein Verbrechen für den Feldsoldaten."

An einer einsamen nach allen Seiten freiliegenden Stelle des Parkes, wo sie sich vor jedem Lauscher sicher fühlen konnten, entwarfen die beiden Offiziere ihren Plan. Sie einigten sich dahin, daß Feldern einen Plan über fingierte Truppenverschiebungen entwerfen und ihn Kernig in mehreren Abschriften einhändigen sollte. Diese Blätter sollte der Professor wie zum Trocknen auf der Decke seines Bettes ausbreiten.

„Wenn Hortense bei Ihnen ist," sagte der Oberleutnant, „werde ich kommen. Da Ihr Zimmer nur

den einen Ausgang auf den Korridor hat, wird Frau von Leronsville sich in Ihrem Schlafzimmer verstecken. Wir werden irgend etwas Dienstliches miteinander besprechen. Ich werde nicht lange bleiben. Wenn Frau von Leronsville sich dann auch entfernt hat, zählen Sie, bitte, sofort die Exemplare des geheimen Befehls auf Ihrem Bett nach. Fehlt keins davon, dann bin ich — vielleicht überzeugt, daß ich mich geirrt habe. Aber vergessen Sie nicht, Professor, für Beleuchtung Ihres Schlafzimmers zu sorgen."

So sehr Kernig sich zu beherrschen versuchte, ganz konnte er die Aufregung über die Bedeutung dieses Unternehmens nicht meistern. Der Entschluß, Hortense eine Falle zu stellen, trieb ihn erst recht in die Erkenntnis, daß die Liebe zu ihr mit alter Kraft wieder in ihm lebendig geworden war. Er zitterte vor der Gefahr, der er sie auszusetzen sich entschlossen hatte. Wie ein grauenhafter Spuk stürmten die Vorstellungen von den möglichen Folgen dieses Abenteuers für Hortense auf ihn ein.

Er mußte allein sein. Er ließ Feldern allein in das Schloß zurückgehen und wanderte länger als eine Stunde ruhelos durch den Park. Es begann schon zu dämmern, als er sich entschließen konnte, sein Zimmer aufzusuchen, das ihn als künftiger Schauplatz von Ereignissen, die über so vieles entscheiden sollten, geradezu schreckte. Um Hortense nicht zu begegnen, nahm er den Weg durch die Dienertür ins Haus. Als er eintrat, sah er sich Charles gegenüber, der ein Servierbrett mit verdeckten Speisen trug. Ein leises Klirren

der silbernen Wärmglocken auf dem Porzellan der Schüsseln verriet, daß die Hand des Dieners zitterte. Kernig wußte noch nicht, was ihn zur Frage drängte: „Wohl das Abendessen für Herrn von St. Armand, Charles?“

„So ist es,“ antwortete der Alte fest; aber es schien, als ob die fleischigen Lippen in dem bartlosen Gesicht bleicher würden. Da begriff der Professor, worauf sein Instinkt es abgesehen hatte.

„Kommen Sie,“ sagte er freundlich, „lassen Sie den Herrn nicht warten.“

Er stieg neben dem Diener die Treppe hinauf und versuchte ihn davon zu überzeugen, daß er an die Krankheit des Schloßherrn glaubte.

„Bitte, sagen Sie doch Herrn von St. Armand, wie sehr ich es bedauere ihn nicht begrüßen zu können. Empfehlen Sie mich ihm bestens, — hören Sie, Charles! Sagen Sie ihm, daß ich die herzlichsten Wünsche für seine Genesung hege. Ich hoffe ihm ein andermal doch noch die Hand schütteln zu können, — hören Sie, Charles —.“

„Ich werde es bestellen,“ erwiderte der Diener mit einem würdevollen Lächeln.

Sie waren im ersten Stockwerk angekommen. Charles war seiner Sache so sicher, daß er vor den Augen Kernigs auf die dritte Tür rechts zuschritt, um in das Krankenzimmer seines Herrn hineinzugehen.

Der Professor wandte sich nach der andern Richtung des Korridors. Er setzte seinen Weg aber nur so lange fort, bis die Tür hinter Charles zuklappte.

Dann blieb er stehen und prägte sich genau die Lage des Zimmers ein, in dem der Diener verschwunden war.

Die zufällige Begegnung mit dem Alten hatte den Professor darüber aufgeklärt, daß sich eine Person im Schlosse befinden mußte, deren Anwesenheit ihm verheimlicht werden sollte. Wer war diese Person? In welchem Verhältnis vor allem stand sie zu Hortense? War vielleicht die Notwendigkeit, diese Person zu verbergen, so zwingend, daß dadurch der ungeheuerliche Versuch, ihre Sicherheit mit dem Namen des toten Vaters zu decken, entschuldigt werden konnte?

Wenn es ein Mann war, — ein Liebhaber, der hier nicht betroffen werden durfte, damit der Gatte, Herr von Leronsville, nicht davon erführe? — Eifersucht —?! — Ja, ich bin eifersüchtig, gestand sich der Professor; aber doch würde ich Gott danken, wenn alles auf eine solche Komödie hinausliefe, statt Hortense in eine ernste Gefahr zu stürzen. Es war ihm fast eine liebe Hoffnung, sich zum zweitenmal in diesem Hause als den Betrogenen zu erkennen. Wenn es ihm gelang, darüber noch vor der nächtlichen Begegnung mit Hortense sich Klarheit zu verschaffen, dann war sie von dem peinlicheren Verdacht gereinigt, blieb bewahrt vor dem rauh zugreifenden Arm des Kriegsrechtes, und dem von ihr betörten Mann, wurde die Demütigung erspart, geheuchelte Zärtlichkeiten über sich ergehen zu lassen.

Kernig war fest entschlossen, das Geheimnis des Krankenzimmers noch vor Anbruch der Nacht zu enthüllen.

Er verständigte Feldern davon, als dieser kurz vor dem Abendessen das verabredete Schriftstück mit sechs Kopien in sein Zimmer brachte. Der Oberleutnant verweigerte seine Zustimmung.

„Ist Frau von Leronsville, wie ich immer fester zu glauben geneigt bin, wirklich eine Spionin, dann erscheint es mir sehr wahrscheinlich, daß der versteckt gehaltene Pseudovater ihr Helfershelfer ist. Das ihm nachzuweisen wird aber erst möglich sein, wenn Frau von Leronsville selbst ertappt ist. Vorher bei ihm einzudringen ist zwecklos, würde uns vielleicht nur in eine lächerliche Situation bringen und das Gelingen unseres Planes gefährden."

„Das alles ist so klar," erwiderte Kernig kleinlaut, „daß es mir unbegreiflich ist, nicht selbst darauf verfallen zu sein."

„Die Liebe verbindet auch dem Weisesten die Augen, lieber Professor," sagte der Oberleutnant; „aber kommen Sie, sonst wird unsere Wirtin ungeduldig."

Kernig machte Licht im Schlafzimmer. Feldern breitete auf dem Bett die Blätter aus. Dann gingen sie hinunter zu Hortense.

Wieder empfing sie ihre Gäste mit anmutigster Herzlichkeit.

„Wie haben Sie den Nachmittag verbracht, meine Herren, — oder: ist das Dienstgeheimnis?" fragte sie.

„Der Professor hat Ihren Park durchstreift, mein Fräulein," erwiderte der Oberleutnant, — „und von mir dürfen Sie wissen, daß ich gearbeitet habe, — wenn ich auch nicht sagen darf, was ich gearbeitet habe."

Sie ist nicht im mindesten dafür interessiert, stellte Kernig erfreut fest; ihre ganze Aufmerksamkeit gehörte offenbar den reizenden Bewegungen ihrer Hände beim Zerteilen des Fleisches auf ihrem Teller, und ruhig plaudernd ging sie sogleich auf ein anderes Thema über. Aber dieser günstige Eindruck wurde bald wieder verwischt.

„Mein Vater läßt Ihnen für Ihre freundlichen Grüße danken, Herr Professor," sagte sie und sah dabei aus so unschuldsvollen Augen, daß die Kunst ihrer Verstellung Kernig geradezu erschütterte. „Papa hat mir aufgetragen Ihnen zu sagen, wie sehr er sich freut, Sie unter seinem Dach zu wissen."

Zur rechten Zeit fiel Feldern ein, um einen temperamentvollen Gefühlsausbruch des Kameraden zu verhindern.

Um zehn Uhr verabschiedete Hortense ihre Gäste.

„Ich brauche viel Schlaf," entschuldigte sie sich lächelnd, „das ist das einzige kosmetische Mittel, das ich anwende."

Diese Heuchlerin! wiederholte der Professor fortwährend in Gedanken, als er in seinem Zimmer, erregt auf und abgehend, auf das verheißene Klopfen an der Tür wartete. Er suchte sich selbst davon zu überzeugen, daß er dem Stelldichein mit Hortense nur noch mit der Unerbittlichkeit eines strengen Richters entgegensah. Schuldig war sie nun einmal, gleichviel ob eines politischen Verbrechens oder des infamen Spieles mit Gefühlen, die jedem Menschen — und einer Frau doppelt! — heilig sein mußten. Seine ge-

rade, grundehrliche Natur empfand es als den bittersten Zwang, daß die Umstände ihm nicht erlaubten, sie gleich bei ihrem Eintritt mit den verdammenden Vorhaltungen seiner empörten Moral zu überschütten.

Ein ganz leises Geräusch, wie das Nagen einer Maus am weichen Holz, erschreckte ihn so, das sein Herzschlag aussetzte. Er horchte nach der Tür hin, — kein Zweifel: Hortense war gekommen —! Kernig öffnete ihr. Sie huschte herein. Er schloß die Tür wieder ab, suchte sich zu sammeln und wandte sich dann mit lauerndem Blick der nächtlichen Besucherin zu.

Von Spitzen und rosa Seidenschleifen umrieselt, mit schüchtern gesenktem Kopf, die beiden Hände gegen die schwer atmende Brust gedrückt, stand sie vor ihm. Dann schlug sie die Augen zu ihm auf. Ein ängstliches Flehen und ein heißes Bekenntnis der Widerstandslosigkeit mischten sich in ihrem Blick. Dann wankte sie, wie in einem letzten Anringen gegen die Leidenschaft, auf Kernig zu, warf die Arme um ihn und drückte sich schluchzend an seine Brust. Er wußte nicht, ob es der Wille war, seine Rolle durchzuführen, oder die Macht der Sinne, was ihn zwang, den bebenden Körper zu fassen und noch fester an sich zu ziehen. Er starrte auf das blauschwarze Haar der jungen Frau, aus dem ein Duft wie von frischen Zentifolien zu ihm aufstieg. Diese Wahrnehmung war so stark, daß sie alle seine Gedanken in den Traum eines leuchtenden Sommertages hineinlockte. Wie das letzte Gewölk eines abziehenden Gewitters flatterten die Verdächtigungen gegen Hortense von dem Himmel seiner Vorstellungen

weg. Diese leidenschaftliche Ergriffenheit konnte doch nicht erkünstelt sein! Nur um seinen seligen Glauben daran von ihren Lippen sich bestätigen zu lassen, fragte er: „Wie soll ich mir diese glückliche Wandlung erklären, Hortense?“

„Oh — es ist keine Wandlung,“ sagte sie, indem sie ihren Kopf zurücklegte und Kernig frei in die Augen sah. „Ich habe Sie damals schon geliebt, — ich habe nur darauf gewartet, daß Sie tapfer sein, daß Sie mich an sich reißen würden, um mich Ihnen zu schenken! In heißen Träumen saß ich über Ihrem schönen Gedicht, als Papa mich überraschte, — ich hörte tagelang nicht auf zu weinen, als Sie fortgereist waren. Sie hatten mein Herz mitgenommen! Und als ich Sie heute wiedersah, da fühlte ich, daß Sie es noch immer in Besitz haben. Ich wehrte mich, ich tat so, als erkannte ich Sie nicht —.“ Hortense lächelte seligschelmisch.

„Wußte ich denn, was Sie inzwischen mit Ihrem Herzen angefangen hatten?! Aber ich müßte kein Weib sein, wenn ich nicht bald bemerkt hätte, daß Sie das kleine Mädel von St. Armand noch nicht ganz vergessen haben.“

Sie bot ihm ihren Mund, der so reizend war mit dem aufblitzenden Schmelz der kleinen Zähne zwischen den blutroten Lippen, daß Kernig der Sehnsucht, ihn zu küssen, nicht widerstehen konnte. Aber in den Rausch dieser ersten Zärtlichkeit hinein fiel der Schatten der Reue. Durfte er es jetzt noch dulden, daß der Versuch fortgesetzt wurde, diese Frau, die ihn liebte,

— die er liebte, in dem für sie aufgelegten Netz zu fangen? Mußte sie ihn nicht verachten, wenn sie später einmal die Zusammenhänge erriet? Sie, die mit wenigen Worten — das sagte ihm jetzt sein Herz — alle Zweifel zerstreun, alle Unklarheiten so durchlichten könnte, daß nicht die kleinste Spur eines Makels an ihr haften blieb!

Und wenn trotzdem Felderns Verdacht begründet war? — Auch das wäre in diesem Augenblicke keine Rechtfertigung mehr für meine Unehrlichkeit, entschied Kernig. Ist Hortense schuldig, dann ahnt sie doch nicht, daß wir damit rechnen und was ihr droht. Wenn ich sie nun mit einer rücksichtslosen Frage plötzlich aus dieser Sicherheit herausreiße, die meine glühende Zärtlichkeit ihr verbürgt, dann muß die Art ihrer Verwirrung die Wahrheit an den Tag bringen.

Seine Finger glitten an ihren Armen hinunter, er faßte ihre Hände und forschte eindringlich in ihren heißen Augen.

„Hortense," begann er.

Da wurde an die Tür geklopft, und die Stimme Felderns drang herein: „Professor, sind Sie noch wach? Ich muß Sie sprechen —."

Jetzt war es zu spät. Hortense hatte sich ihm entwunden und entschlüpfte durch den dunkelblauen Samtvorhang ins Nebenzimmer.

Kernig ließ den Oberleutnant eintreten.

„Befehl vom Oberkommando," sagte Feldern, mit einem Augenzwinkern nach dem Schlafraum hin, — „die Truppenverschiebungen müssen um zwei Uhr nachts

durch Meldereiter an die Brigadestäbe weitergegeben werden. Der Anmarsch hat früher begonnen, als ursprünglich beabsichtigt. Bitte, adressieren Sie also die Schriftstücke sofort. Um halb zwei meldet sich der Wachtmeister bei Ihnen. Gute Nacht, Professor."

„Gute Nacht," sagte Kernig. Das kam rauh, wie aus zugeschnürter Kehle. Sekundenlang umklammerte seine Hand die Klinke der Tür, die er hinter dem Kameraden ins Schloß gedrückt hatte. Dann atmete er tief auf. Die Nähe der Entscheidung lastete auf ihm wie ein Alp. Mit eiligen Schritten ging er auf den Vorhang zu, riß ihn auseinander, rief mit heiserer Stimme: „Hortense — —!"

Das Schlafzimmer war leer!

„Hortense —!!"

Sie war fort, wie durch einen Zauber entrückt, und nichts deutete den Weg an, den sie genommen hatte, um aus diesem scheinbar vollständig geschlossenen Raum zu entkommen —!

Und die Blätter auf dem Bett —?

Der Professor griff sie in bebender Hast einzeln auf, als dürfte er sich auf seine Augen allein nicht verlassen. Es waren nur noch sechs, — eins fehlte, — eins hatte Hortense entwendet!

Im ersten Augenblick war Kernig von dieser Entdeckung wie zerschmettert. Dann überschwemmte ihn gleichsam die Woge einer blutheißen Wut. Diese verschlagene Heuchlerin hatte ihn mit ihren Verstellungskünsten dicht an einen Abgrund gedrängt!

Kernig eilte durch sein Wohnzimmer zurück auf den Korridor hinaus, um Feldern zu verständigen, um seine Ulanen zu alarmieren.

Aus einer Pfeilernische trat ihm der Oberleutnant entgegen.

„Vorsicht," flüsterte er, „sie ist mit ihrem Raub in das geheimnisvolle Krankenzimmer verschwunden."

Er nötigte den Professor in dessen Zimmer zurück und trat mit ihm ein.

„Ich habe überall Posten ausgestellt," berichtete er, „entschlüpfen kann uns niemand."

Die Tür war nur angelehnt. Gespannt horchten die beiden Offiziere hinaus.

Jetzt näherten sich rasche Schritte. Der Wachtmeister trat ein und meldete, ein großer schlanker Mann hätte das angebliche Krankenzimmer verlassen und wäre über die Dienertreppe hinabgegangen, dann in den Keller.

„Wer ist auf Posten im Keller?" fragte Feldern.

„Der Unteroffizier Hübner."

„Und die Dame?" fragte Kernig.

„Die kann das Zimmer nicht unbemerkt verlassen," antwortete der Wachtmeister.

Der Oberleutnant pfiff leise durch die Zähne.

„Was vermuten sie im Keller, Wachtmeister?" examinierte er mit einer humoristischen Spannung in dem energischen Gesicht.

„Gehorsamst, Herr Oberleutnant, eine heimliche Fernsprechverbindung mit dem Feind."

Feldern lachte.

„Was Sie schlau sind! Sehen wir also, ob Sie recht haben."

Der Lichtschein ihrer Taschenlaternen strich über die feuchten Bruchsteine der alten Kellergewölbe. Der Unteroffizier Hübner kam ihnen entgegen und übernahm die Führung. Zwischen hohen Regalen, in denen Tausende von Weinflaschen geschichtet waren, schlichen sie auf Zehen hintereinander einem riesigen Prunkfaß zu, das der Abschlußmauer dieses Raumes vorgelagert war. Hinter diesem Faß war ein sehr enger, nur von einem ganz schlanken Körper passierbarer Gang ausgespart.

„Nur keinen Selbstmordversuch!" flüsterte Feldern dem etwas massigen Wachtmeister zu, der enttäuscht zurückblieb. Die drei andern zwängten sich zwischen Faß und Wand. Der Unteroffizier stieß eine kleine, sorgsam gepolsterte Tür auf. Den Revolver in der Hand, sprangen die beiden Offiziere fast gleichzeitig in die hell erleuchtete Zelle, die sich vor ihnen auftat. Dicht an Kernigs Kopf sauste eine Kugel vorüber und spritzte an die Wand. Jetzt stürzte sich der Professor auf den fremden Riesen, der, völlig überrascht, noch den Hörer des Fernsprechers mit der Linken umklammert hielt. Er machte nur einen kurzen Versuch sich zu wehren und warf die Waffe fort, als er den Säbel des Ulanen aus der Scheide fahren sah.

„Das ist der Krieg!“ sagte er mit einem bittern Lächeln.

„Wer sind Sie?!“ schrie Kernig ihn drohend an.

„Gaston von Leronsville.“

Feldern wechselte einen raschen Blick mit dem Professor.

„Der Gatte von Frau Hortense?“ fragte er dann.

„Allerdings,“ bestätigte der Gefangene, „der Gatte der Frau Hortense, deren Ungeschicklichkeit es wahrscheinlich zu danken ist, daß Sie mich erwischt haben. O diese verdammten Weiber —!“

Die Wut verzerrte sein Gesicht zu einer brutalen Fratze. Er fuhr mit der Faust durch die Luft, als wollte er einen unsichtbaren Feind niederschlagen.

„Vorwärts!“ befahl Feldern.

Als sie durch den Keller zurückgingen, sagte Kernig zu dem Kameraden: „Gönnen Sie mir die Genugtuung, mit Hortense erst einmal persönlich abzurechnen.“

„Tun Sie das, Professor —“

Herr von Leronsville wurde gefesselt und von zwei Ulanen in das Mannschaftsquartier abgeführt. Kernig stieg allein in den ersten Stock hinauf. Vor der Tür des Krankenzimmers stand ein Posten und grinste vergnügt.

„Sie weint —,“ sagte er und deutete mit dem Daumen über die linke Schulter.

Kernig riß die Tür auf und trat ins Zimmer zu Hortense.

Sie war im Begriff mit hastigen Schritten der Fensterwand zuzugehen. Ihre Schultern zuckten. Sie hörte das Einschnappen des Schlosses und wendete sich blitzschnell dem Eintretenden zu. Ein Bild der Verzweiflung, dachte Kernig. Die Arme hingen an ihrem Körper nieder und die Hände öffneten und schlossen sich mit gespreizten Fingern, als ballten sie die Luft in ihre Flächen. Plötzlich aber warf sich Hortense dem Professor zu Füßen, umklammerte seine Knie, und ihre Stimme schrie zu ihm auf: „Ich kann nicht mehr! Retten Sie mich vor dieser Tyrannei! Mein Gott! ich bin doch ein Weib, — hungernd nach Leben und nach Liebe! Was kümmert mich die Politik! Ich will nicht mehr! ich kann nicht mehr —!“

In einem wilden Schluchzen erstickte ihre Klage. Das Mitleid mit ihrer Jugend, mit ihrer Sehnsucht nach Zärtlichkeit und Liebe rüttelte mit Eisenfäusten an ihrem Herzen.

Betroffen und doch mißtrauisch hob Kernig die Jammernde auf ihre Füße. Da trocknete sie in nervöser Hast ihre Tränen. Ihr schönes Gesicht war plötzlich in dem Ausdruck grausamer Entschlossenheit erstarrt.

„Hören Sie die Wahrheit!“ stieß sie heraus; „mein Vater lebt nicht mehr, — ich hasse ihn! Er hat mich zur Ehe mit einem Teufel gezwungen, der mich unter seinen Willen beugt, wie eine Sklavin, — der mich mißhandelt — da! da!“ schrie sie auf und riß ihr Gewand über die rechte Schulter, deren schneeweiße Haut von einer tiefroten Strieme zerrissen war; „das ist

von heute, weil ich mich gegen den Verrat an Ihnen gewehrt habe! Ich flehe Sie an: schicken Sie Ihre Leute in den Keller, — hinter dem großen Faß im Weinkeller ist eine Telephonzelle, — schießen Sie ihn nieder! schießen Sie ihn nieder — —!"

Aufkreischend brach Hortense in einem Weinkrampf zusammen.

Die Verwundeten.

Der Verwundete hatte viele Stunden lang besinnungslos auf dem Schlachtfelde gelegen. Die Nacht war gekommen. Der klare Himmel flimmerte von Sternen. Friedvoll heiter glänzte der große Mond. Weit draußen im Süden schwelten drei Dörfer in roten Flammen auf. Da kommen sie mit Fackeln, dachte Leo. Sein Bewußtsein war noch unsicher, wie ein Gast, der auf der Schwelle eines fremden, schauerlich leeren Hauses zögert. Allmählich aber wurde es lichter in seiner Seele. Er wußte jetzt, wo er sich befand, und erinnerte sich langsam alles Geschehenen.

Er fühlte den bohrenden Schmerz der Wunde in der linken Schulter. Die Vermutung stieg in ihm auf, daß die Feuchtigkeit seiner Uniform von einer starken Blutung herrühren müßte. Aber er konnte den Willen nicht aufbringen, sich davon zu überzeugen. Er hatte die Empfindung, als ob alle Glieder seines Körpers in einen ungeheuren Bleimantel eingeschlossen wären. Seiner Meinung nach würde es ein vergebliches Bemühen gewesen sein, auch nur einen seiner starren Finger bewegen zu wollen. Er war nicht einmal unglücklich darüber. Er stellte sich vor, daß er bei einer Untersuchung seiner Wunde, beim Berühren seiner feuchten Kleider das klebrige Blut fühlen würde; das ekelte ihn. So fand er sich fast mit einer gewissen

Befriedigung in diesem Zustand der Lähmung. In großer Entfernung donnerten immer noch die Geschütze. Leo konnte über den Gedanken lächeln, daß die großen Schlachten der Vergangenheit mit ihrem Respekt vor der Nachtruhe doch eigentlich recht human gewesen sein müßten. Sogleich aber stellte er mit der weinerlichen Hilflosigkeit eines kleinen Kindes bei sich fest, daß dieser Lärm ihn nicht schlafen lassen würde. Und es war eine so brennende Sehnsucht nach Schlaf in ihm. Sie kam nicht aus Müdigkeit. Sie war aus der Angst vor den Erinnerungen geboren, die er auf sich zuflattern sah wie einen ungeheuren Flug schwarzer Vögel.

Plötzlich schrillte ein furchtbarer Schmerzensschrei durch die Nacht. Leo wußte nicht, ob er ihn selbst ausgestoßen hatte. Er bewegte die Lippen, um den Klang seiner Stimme zu prüfen. Nein, sie hatte diese Kraft nicht. Irgendeiner, der nicht vom Leben hatte lassen wollen, mußte unter dem Griff des Todes so aufgeschrien haben.

Die Geschütze schwiegen eine Zeitlang. Da trug der Wind Klagelaute über das Feld, — das Stöhnen Verschmachtender, das Flehen Gequälter, verzweifelt hingestammelte Namen. Ich bin nicht allein mit den Toten, dachte Leo: wie viele mögen es sein, die da umherliegen? Wer von meinem Zuge mag wohl dazugehören? Ob sie alle verbluten werden auf Frankreichs Erde?

Da stürzte sich der Flug schwarzer Vögel auf ihn nieder. Wehrlos mußte er es geschehen lassen, daß

die Erinnerungen wie mit scharfen Schnäbeln und Krallen sein Hirn durchwühlten.

Im März erst hatte er Paris verlassen, mit dem Schwur verlassen, nie wieder den Fuß in dieses Land zu setzen — und sechs Monate später lag er hier in der Normandie, um einsam zu sterben! War das nicht ein Beweis, daß niemand seinem Schicksal entgeht? An jenem Abend in seinem Atelier auf dem Montmartre hatte er mit wildem Lachen den Revolver in die Tischschublade zurückgestoßen. An der Liebe sterben, — ein Kerl von dreiundzwanzig Jahren?! Sein Leben, sein Talent, seine Hoffnungen hinwerfen um eines flatterhaften Mädels willen?! Nein! — Und vielleicht hätte er es doch noch getan, denn das jähe Aufflammen des Trotzes war gleich wieder von jämmerlichen Tränen erstickt worden, als er das Bild von der Wand gerissen hatte, um es zu zertreten. Georgettes Augen hatten ihn angesehen — mit dem hinreißenden Zauber ihrer Undeutbarkeit, — mit diesen Rätselblicken voll Keuschheit und Lüsternheit, voll Heiligkeit und Teufelei. Er war nun ganz von der Überzeugung zerschmettert gewesen, daß er ja doch keinen Weg mehr finden würde, wenn diese martervolle Seligkeit ihm nicht mehr in sein Leben hineinleuchten wollte. Wäre nicht in dieser Minute Oswald, der Spötter, mit seiner Eintagsliebe Grigi, einen Handkorb mit Rotwein schleppend, hereingepoltert.

Ach! welchen Wert hatte es denn, jetzt noch daran zu denken?! Diese Galgenfrist der sechs Monate war eine unnütze Quälerei gewesen, sonst nichts! — Ja, natürlich, die Kugel eines französischen Soldaten hatte

ihn hier auf dem Schlachtfelde hingestreckt, — aber Leo wußte jetzt, daß sein sehnsüchtiges Verlangen nach Erlösung sie angelockt hatte. Sein Sterben war nur eine andere Art von Selbstmord, und er ging nun doch an der Untreue der kleinen Georgette zugrunde.

Wenn sie jetzt hier vorbeikäme, — dachte Leo. Sie würde auf dem blutgetränkten Boden mit zierlich gerafften Röckchen, auf den Spitzen ihrer winzigen Füße zwischen den Toten und Verwundeten hintasten, wie über die Regenpfützen der Pariser Vorstadtstraßen; würde das Näschen rümpfen und ebenso angewidert wie hilflos aussehen. Und wenn sie den Freund entdeckte, — bärtig, über und über besudelt vom Schlamm der Schützengräben, mit halbgeronnenem Blut bekrustet, die letzten Atemzüge auf den blassen Lippen? — Bei ihm niederfallen würde sie nicht, — ihn umarmen und küssen würde sie nicht, — vielleicht mit einem Schrei hinter ein nicht zu nahes Versteck flüchten, sich niederkauern und, zitternd in der Wollust des Grauens, neugierig zu ihm herüberspähen! — So — ja: so. Und Leo hätte sie auch dafür nicht hassen können. Es war ihre Art. Eine Mischung aus Kind und Wildkatze.

Er hörte ein Geräusch, wie das Knistern ihrer Röcke: Georgette! So sicher war er ihrer Nähe, daß er der Gebundenheit seiner Glieder vergaß und sich mit einer gewaltigen Anstrengung auf den rechten Arm hochstützt. Er sah umher. Der Mond ließ ihn eine weite Fläche überblicken. O nein, Georgette war nicht da. Starr hingestreckte und im wahnsinnigen Schmerz gekrümmte Körper von Gefallenen lagen auf dem

Felde. Und südwärts donnerten immer noch die Geschütze.

Dort liegt Paris. Leo erschrak vor dem hohlen Klang seiner Stimme. Er hatte erwartet, daß die Worte tonlos in seiner Kehle sich verkriechen würden. War das Leben noch so stark in ihm? Die Finger — er konnte sie bewegen! Er konnte die Beine langsam anziehen und wieder ausstrecken, — sein rechter Arm gehorchte ihm. Nur die linke Schulter hing und schmerzte.

Wenn er nicht stürbe —?! — Die Truppen, die über ihn wegmarschiert waren, die den siegreichen Kampf schon so weit nach vorwärts getragen hatten, — sie zogen nach Paris! — O Gott! er wünschte fast, daß sie es so schnell nicht erreichten, — daß sie ihm Zeit ließen, seine Wunde auszuheilen! Dann ihnen nach! Dann mit ihnen hinein — —!

Leo schämte sich. War er denn wahnsinnig, dieses Ziel des gewaltigen Ringens, diesen Triumph des Vaterlandes mit dem Gedanken an die kleine Georgette in Verbindung zu bringen?! Wahrhaftig, diese aufwühlenden Erlebnisse der letzten Wochen hatten ihm doch gezeigt, daß es Größeres und Erhabeneres gab für ein Männerherz, als die Liebe zu einem Montmartre-Mädel! — Diese toten Kameraden da und vieltausend andere, die jetzt mit gebrochenen Augen zum Sternenhimmel aufstarren mochten, die tausende und abertausende hoffnungsvoller Leben, die alle bisherigen Schlachtensiege erkauft hatten, — sie alle wiesen mit ihren bleichen Händen in hellere und stolzere Höhen!

Ein mächtiger Wille zum Leben rüttelte den Verwundeten auf. Wie etwas Unreines stieß er alle selbstischen Gedanken von sich. Zurück zur Etappe! Mein Leben gehört der Pflicht.

Leo versuchte es, sich aufzurichten, indem er die Scheide seines Säbels als Stütze brauchte. Das gelang ihm nicht. Die Wunde schmerzte heftiger, er fühlte das warme Blut über seine Haut sickern; die Gelenke verweigerten jeder größeren Anstrengung den Dienst. Es war ihm nur möglich, auf den Knien zu rutschen. So begann er, mit der rechten Hand vor sich greifend, die qualvolle Wanderung. An den reglosen Leibern im weißen Mondlicht maß er immer wieder verzweifelnd die Strecken, die er zurücklegte, und verfolgte die Zeit nach seiner Uhr. Jetzt war es der aufgedunsene Kadaver eines Pferdes, den er sich als Ziel setzte. Er schätzte die Entfernung auf zweihundert Schritt und überwandt sie in siebzehn Minuten. Dann war er so erschöpft, daß er rasten mußte, obgleich der Verwesungsgeruch des Tieres ihn fast erstickte. Während er in einem traumhaften Zustand der Ermattung dalag, beschlich ihn von neuem die Erinnerung an Georgette.

Vielleicht ist sie gar nicht so herzlos, dachte er. Ihre Leidenschaft für den neuen Liebhaber muß stark und wahr gewesen sein. Kein Drohen, kein Flehen hat ihr den Namen entreißen können. Sie fürchtete für ihn.

Oh, das war ein Glück! — Leo sprach es laut vor sich hin. Seine Faust ballte sich bei dem Gedanken

an den, der ihm die kleine Georgette geraubt hatte. Es fuhr ihm durch den Sinn, daß er nicht nur einmal mit der Pistole das Herz aus der Karte geschossen hatte.

Ein Frostschauer weckte ihn. Er kroch auf seinem Leidensweg weiter. Seine Feldflasche war leer. Bei der Leiche eines französischen Offiziers fand er eine mit Kognak gefüllte und nahm sie an sich. Er trank, und das Gefühl der lähmenden Schwäche wurde erträglicher. Er glaubte, jetzt schneller vorwärts zu kommen. Dann hielt ihn ein Graben auf. Leo überlegte; aber es blieb ihm nichts übrig, als sich hinabzulassen, wenn er auch an der Möglichkeit verzweifelte, die jenseitige steile Böschung sich emporkrallen zu können. Auf der Sohle des Grabens stieß sein Fuß an einen Körper. Ein schmerzliches Aufseufzen kam herauf, dann sah er den Gefallenen zucken und sich bewegen. Leo beugte sich über ihn. Es war ein blutjunger französischer Leutnant, der bleich, mit geschlossenen Augen dalag. Plötzlich huschte ein schmeichlerisches Lächeln um seinen Mund. Die Lippen öffneten sich ein wenig wie zu einem leidenschaftlichen Kuß, und ein Name klang voll Sehnsucht und Hingebung: Georgette — —!

Das war ein ergreifender Zufall, auf diesem endlosen Acker des Todes und der Verwüstung aus dem Munde eines sterbenden Feindes den Namen aussprechen zu hören. Auch hier die schmerzliche Verklärung der Liebe in der Stunde des letzten Kampfes. Armer Kerl! Vielleicht riß ihn der Tod aus einem großen Glück heraus. Das wäre noch viel trauriger als mein Schicksal, — dachte Leo. Da wurde sein

ganzes Fühlen Mitleid. Er ließ seine Taschenlaterne aufglühen, um nach der Wunde des jungen Feindes zu sehen. Vielleicht konnte etwas zu seiner Rettung getan werden. Leo netzte ihm Schläfen und Lippen mit Kognak, suchte sein Verbandszeug hervor und befestigte, so gut er es mit der einen Hand vermochte, einen Bausch Watte über der klaffenden Halswunde. Er hatte so unzählige Verwundungen in diesen schrecklichen Wochen gesehen, daß er diese sofort als nicht unbedingt tödlich erkannte. Der schmächtige, fast zierlich gebaute Mann war offenbar nur durch den großen Blutverlust erschöpft. Er begann zu phantasieren und mit unsicheren Händen den Boden abzutasten. Leo leuchtete ab und sah einen Briefumschlag neben seinem Schützling liegen. Danach suchte er wohl, — vielleicht war es der letzte Gruß seiner Georgette. Um ihm das Blatt in die Hand zu drücken, hob Leo es auf und sah dabei unwillkürlich nach der Adresse. Aber nicht den Namen griff sein Bewußtsein auf, nur die Vertrautheit dieser Schriftzüge bohrte sich ihm ins Hirn! Er riß den Brief aus dem Umschlag, knitterte ihn auf, seine heißen Blicke flackerten darüber hin —: Georgette hatte das geschrieben, seine Georgette! Und der sie ihm geraubt hatte, war dieser da, dieser wehrlose Knabe!

Seine Sinne verwirrten sich. Ihm war, als risse ein kochender Strudel ihn in die Tiefe. Seine Blicke starrten in einen rasenden Wirbel roter Kugeln.

Dann fühlte er etwas Schweres, Kaltes in seiner Hand, und ein furchtbarer Entschluß machte ihn wach

und sehend. Er hatte den Revolver aus der Tasche gerissen, um zu morden. Die Vorsehung selbst hatte ihm diesen Menschen ausgeliefert. Das Schicksal beschenkte ihn mit dieser Gelegenheit zur Rache. Das war ein Wink, die Leiden seiner Leidenschaft durch die Vernichtung des Feindes zu beenden. Er wollte ihm Georgettes Brief auf die Brust legen und ihm Fetzen dieses Briefes mit einem Schuß ins Herz jagen.

Aber lesen wollte er diesen Brief zuerst. Wissen wollte er, ob seine kleine Georgette noch immer so entzückende und so grausam nichtssagende Liebesbriefe schrieb! Er zwängte die Laterne zwischen seine Knie und hielt das Blatt, vornübergebeugt, in den Lichtkreis. Er las. Seine Hand begann zu zittern. Seine Augen wurden feucht. Einige Sätze sprach er halblaut vor sich hin, die Stimme geschwellt und erstickt von Ergriffenheit.

Das war Georgette? Diese Worte ernster, keuscher, grenzenloser Hingebung hatte sie finden können? Solche Schreie der Sehnsucht zerrissen dieses kindische, selbstsüchtige Herz? Sie war es, die diese rührenden Beteuerungen mit dem Perlenklang hinströmender Tränen gestammelt hatte? Diese Verzweifelte, ganz von ihrer Liebe Verklärte, die da auf Knien vor den Altären lag und mit gerungenen Händen den Schutz Gottes für ihren Geliebten herabflehte, — das war Georgette?!

Leo faltete den Brief langsam zusammen und drückte ihn sanft in die Hand des Verwundeten, die immer noch ängstlich danach getastet hatte. Dann streckte er sich neben ihm hin und schloß die Augen.

Er wußte nicht, ob er Minuten oder Stunden so verbracht hatte, als er Stimmen über sich hörte. Ein Sanitätssoldat hatte sich über ihn gebeugt, ein anderer schob den Arm unter seinen Kopf. Leo wehrte sie ab. „Nehmt erst diesen hier, — den Franzosen.“ Sie widersprachen, aber er befahl es ihnen. Er selbst könnte noch ganz gut warten, bis sie zurückkämen. Sie fügten sich kopfschüttelnd, trugen den andern aus dem Graben hinaus und legten ihn auf die Bahre.

Leo horchte dem Verhallen der Schritte hinterher. „Ich habe ihn dir gerettet, Georgette,“ sagte er ganz leise. Das Herz war ihm so weit und leicht. Die schwarzen Vögel schwangen sich auf und flogen vor einem klaren Sommerhimmel eilig der Sonne zu. Und es war, als ob sie nacheinander die Farbe wechselten, — und auf einmal waren es Tauben, — schneeweiße Tauben — — —

Als die Sanitätssoldaten zurückkamen, war Leo tot.

Ende.

Im Schatten großer Zeit.

Inhalt.

	Seite
Der k. k. Philosoph	3
Gebenedeite Frauen	24
Der Heldenkrüppel	35
Der barmherzige Landwehrmann	46
Die falsche Hortense	55
Die Verwundeten	85

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 062037681